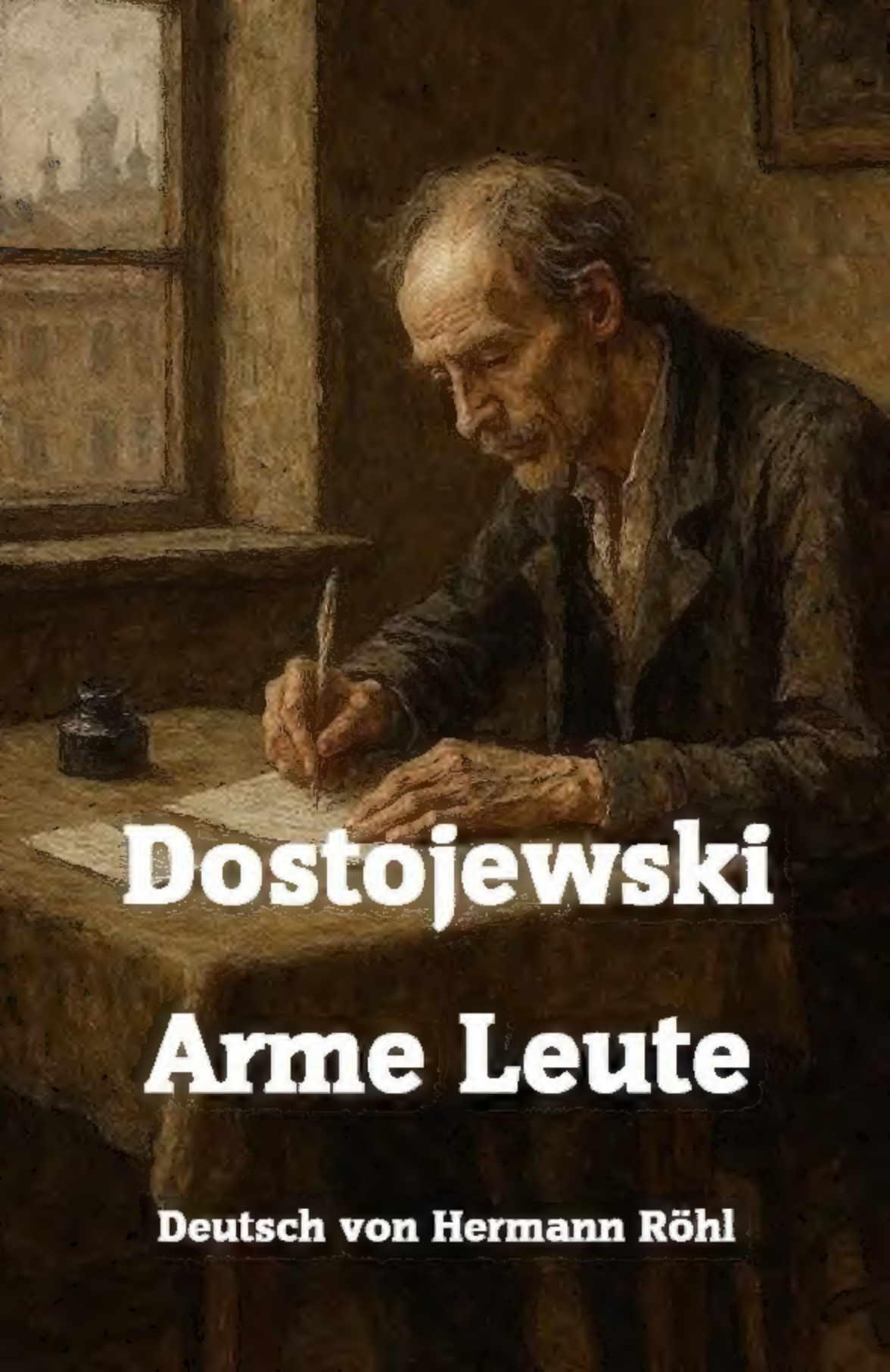

Dostojewski

Arme Leute

Deutsch von Hermann Röhl

Nein, diese Romanschriftsteller! Statt etwas Nützliches, Angenehmes, Erfreuliches zu schreiben, graben sie allerlei Geheimnisse aus der Verborgenheit aus! ... Ich würde ihnen geradezu verbieten zu schreiben! Was hat man davon: man liest und versinkt unwillkürlich in Gedanken, und dann kommt einem aller mögliche Unsinn in den Kopf! Wirklich, ich würde ihnen verbieten zu schreiben; einfach ganz und gar verbieten würde ich es ihnen.

Fürst W. F. Odojewski

Den 8. April.

Meine teure Warwara Alexejewna!

Gestern war ich glücklich, über die Maßen glücklich, unglaublich glücklich! Wenigstens einmal im Leben haben Sie auf mich gehört, Sie Eigensinn! Am Abend so um acht Uhr wachte ich auf (Sie wissen, liebes Kind, daß ich nach dem Dienst gern ein oder zwei Stündchen schlafe), stellte die Kerze auf den Tisch, legte meine Papiere zurecht, machte die Feder sauber, hob einmal zufällig den Blick — wahrhaftig, das Herz fing mir ordentlich an zu hüpfen! Also haben Sie doch verstanden, was ich wünschte, was mein Herz begehrte! Ich sah ein Eckchen des Rouleaus an Ihrem Fenster zurückgeschlagen und an den Balsaminentopf gehängt, genau so, wie ich es Ihnen damals andeutete; und zugleich schien es mir, daß auch Ihr Gesichtchen einen Augenblick am Fenster sichtbar würde, daß auch Sie aus Ihrem Zimmer nach mir hinblickten, daß Sie an mich dächten. Und wie bekümmert war ich darüber, mein Täubchen, daß ich Ihr hübsches Gesichtchen nicht ordentlich erkennen konnte! Es hat eine Zeit gegeben, wo auch ich gut sehen konnte, liebes Kind! Das Alter ist keine Freude, meine Teure! Jetzt flimmert es mir immer vor den Augen; wenn ich am Abend ein bißchen gearbeitet und etwas geschrieben habe, so sind mir am andern Morgen gleich die Augen gerötet, und die Tränen fließen mir, so daß ich mich vor Fremden geradezu geniere. Aber vor meinem geistigen Blicke leuchtete Ihr Lächeln auf, mein Engelchen, Ihr gutes, freundliches Lächeln, und in meinem Herzen hatte ich ganz dasselbe Gefühl wie damals, als ich Sie küßte, liebe Warwara — erinnern Sie sich wohl, mein Engelchen? Wissen Sie, mein Täubchen, es

schien mir gestern sogar, als drohten Sie mir mit dem Finger. Stimmt das, Sie Schelmin? Schreiben Sie mir das alles jedenfalls recht ausführlich in Ihrer Antwort!

Nun, und wie denken Sie über unsere Erfindung mit Ihrem Rouleau, liebe Warwara? Allerliebst, nicht wahr? Sitze ich bei der Arbeit, oder lege ich mich schlafen, oder wache ich auf, immer weiß ich, daß auch Sie an mich denken, sich meiner erinnern und selbst gesund und heiter sind. Lassen Sie das Rouleau herunter, so bedeutet das: ›Gute Nacht, Makar Alexejewitsch; es ist Zeit, schlafen zu gehen!‹ Ziehen Sie es in die Höhe, so bedeutet das: ›Guten Morgen, Makar Alexejewitsch, wie haben Sie geschlafen? Wie ist Ihr Befinden, Makar Alexejewitsch? Was mich betrifft, so bin ich, Gott sei Dank, gesund und munter.‹ Sehen Sie, mein Herzchen, wie geschickt das ausgedacht ist; da brauchen wir uns gar keine Briefe zu schreiben! Schlau, nicht wahr? Und das ist meine Erfindung! Was meinen Sie, verstehe ich mich auf diese Dinge nicht meisterhaft, Warwara Alexejewna?

Ich vermelde Ihnen, liebe Warwara Alexejewna, daß ich diese Nacht recht gut geschlafen habe, womit ich sehr zufrieden bin. Es war das ganz gegen mein Erwarten, da man ja in neuen Wohnungen nach dem Umzug meist nicht besonders schläft: es ist einem alles nicht so, wie man's haben möchte. Als ich heute aufstand, fühlte ich mich frisch und munter wie ein Falke und war seelenvergnügt. Was ist das heute für ein schöner Morgen, liebes Kind! Bei mir steht das Fenster offen; die liebe Sonne scheint; die Vögelchen zwitschern; die Luft ist von Frühlingsduft erfüllt und die ganze Natur wie neu belebt — na, und auch alles übrige war hier dementsprechend, alles in Ordnung, früh-

lingsmäßig. Ich habe mich heute sogar recht angenehmen Träumereien überlassen, und diese Träumereien bezogen sich alle auf Sie, liebe Warwara. Ich verglich Sie mit einem Vögelchen unter dem Himmel, das zur Freude der Menschen und zur Verschönerung der Natur geschaffen ist. Und dann dachte ich noch, liebe Warwara, daß wir Menschen, die wir in Sorge und Unruhe leben, eigentlich die Vögel unter dem Himmel um ihr sorgloses, unschuldiges, glückliches Dasein beneiden müßten — na, und dann dachte ich noch manches von dieser Art, dem ähnliches, das heißt, ich stellte lauter solche kühne Vergleiche an. Ich habe da ein Büchelchen, liebe Warwara, in dem ist ganz dasselbe, genau dasselbe sehr ausführlich geschildert. Ich schreibe dies deswegen, weil es ja verschiedene Arten von träumerischen Gedanken gibt, liebes Kind. Jetzt ist nun Frühling; da sind auch die Gedanken alle so angenehm und klar und erfinderisch, und es kommen einem zärtliche Phantasien, und man sieht alles in rosigem Lichte. Deswegen habe ich dies alles niedergeschrieben; übrigens habe ich es alles aus dem Büchelchen entnommen. Dort äußert der Verfasser einen ebensolchen Wunsch in Versen und schreibt:

O wär ich doch ein Vogel, ein Falke oder Ar!

Na, und so weiter. Da stehen auch sonst noch allerlei Gedanken, die ich weglasse! Aber was ich sagen wollte: Wohin gingen Sie denn heute morgen, Warwara Alexejewna? Ich hatte mich noch nicht fertiggemacht, um zum Dienste zu gehen, als Sie schon, wirklich so fröhlich wie ein Vögelchen im Frühling, aus dem Zimmer und über den Hof gingen. Wie freute ich mich, als ich Sie so sah! Ach, liebe Warwara, liebe Warwara! — Grämen Sie sich nur nicht zu sehr; Trä-

nen, sagt das Sprichwort, helfen nicht gegen das Leid; das weiß ich, liebes Kind, das weiß ich aus Erfahrung. Jetzt haben Sie ja schöne Ruhe, und auch Ihre Gesundheit hat sich ein bißchen gebessert. — Na, was macht Ihre Fedora? Ach, was ist das für eine gute Person! Schreiben Sie mir doch, liebe Warwara, wie Sie mit ihr dort jetzt hausen und ob Sie mit allem zufrieden sind. Fedora ist ein bißchen brummig; aber stoßen Sie sich nicht daran, liebe Warwara! Das muß man ihr nicht übelnehmen. Sie hat ein so gutes Herz.

Ich habe Ihnen schon von unserer Teresa hier geschrieben; das ist auch ein gutes, treues Wesen. Ich beunruhigte mich so wegen unserer Briefe, wie wir die einander zukommen lassen könnten; und nun hat uns Gott zu unserem Glück diese Teresa gesandt. Sie ist eine gutherzige, sanfte, schweigsame Person. Aber unsere Wirtin ist geradezu erbarmungslos; sie überlastet sie mit Arbeit wie einen Packesel.

Na, aber in was für eine Räuberhöhle bin ich hier hineingeraten, Warwara Alexejewna! Ist das eine Wohnung! Ich wohnte früher, wie Sie wissen, in vollständiger Abgeschiedenheit, ganz still und friedlich; wenn in meinem Zimmer eine Fliege flog, so konnte man es hören. Hier dagegen ist viel Lärm, Geschrei und Spektakel! Aber Sie wissen ja noch gar nicht, wie das hier alles eingerichtet ist. Stellen Sie sich also einen langen Korridor vor, ganz dunkel und unsauber. Auf seiner rechten Seite ist eine Wand ohne Fenster und Türen, links aber sind lauter Türen und Türen; wie in einem Gasthof ziehen sie sich in langer Reihe hin. Na, also die dahinter liegenden einzelnen Zimmer werden vermietet, und es wohnen in einem jeden zwei, auch drei Personen. Ob hier Ordnung herrscht, da-

nach fragen Sie nur lieber gar nicht: es ist die reine Arche Noah! Es scheinen jedoch gute Menschen zu sein; sie sind alle so gebildet, ja gelehrt. Da ist ein Beamter (er ist irgendwo auf literarischem Gebiet tätig), ein sehr belesener Mann; er redet von allem möglichen: von Homer, von Brambäus* und von allerlei anderen Schriftstellern; ein kluger Mensch! Auch zwei Offiziere wohnen hier; sie spielen fortwährend Karten. Ferner ein Schiffsfähnrich und ein Lehrer des Englischen. Warten Sie nur, ich werde Ihnen ein Amüsement bereiten, liebes Kind; ich werde sie Ihnen in einem späteren Brief schildern, das heißt, wie jeder von ihnen beschaffen ist, mit allen Einzelheiten. Unsere Wirtin ist eine sehr kleine, unreinliche alte Frau, die den ganzen Tag über in Pantoffeln und im Negligé umhergeht und den ganzen Tag über auf Teresa schilt. Ich wohne in der Küche, oder es wird weit richtiger sein, wenn ich mich folgendermaßen ausdrücke: Neben der Küche ist ein Zimmer (unsere Küche aber ist, wie ich Ihnen bemerken muß, rein, hell und sehr hübsch), ein kleines Zimmerchen, so ein bescheidenes Winkelchen ... oder noch besser gesagt: die Küche ist groß und dreifenstrig, und da ist nun parallel mit der Seitenwand eine Halbwand gezogen, so daß gewissermaßen noch ein Extrazimmer herauskommt; es ist ganz geräumig und bequem und hat ein Fenster und alles; mit einem Wort: recht behaglich. Na, das ist also mein Winkelchen. Aber glauben Sie nicht, liebes Kind, daß die Sache doch noch so einen geheimen Haken hätte, weil es die Küche ist. Ich wohne ja allerdings eigentlich in der Küche, nur hinter einer Halbwand;

* Pseudonym des Schriftstellers Senkowski, 1800–1858. Anmerkung des Übersetzers.

aber das macht nichts; ich bin von allen abgesondert und wohne ganz still und ruhig für mich. Ich habe mir in meinem Zimmer ein Bett, einen Tisch, eine Kommode und zwei Stühle aufgestellt und ein Heiligenbild aufgehängt. Es gibt freilich auch bessere Wohnungen, vielleicht sogar viel bessere; aber die Bequemlichkeit bleibt doch die Hauptsache, und ich bin ja um der Bequemlichkeit willen hierher gezogen; glauben Sie nicht, daß ich einen andern Grund gehabt hätte. Ihr Fensterchen liegt mir gegenüber, auf der andern Seite des Hofes, und der Hof ist nur schmal; da kann ich Sie denn mitunter flüchtig sehen, und das ist eine Aufheiterung für mich trübseligen Gesellen. Außerdem ist es auch billiger. Das geringste Zimmer kostet hier bei uns mit Beköstigung fünfunddreißig Rubel Papier. Das ist nichts für meinen Beutel! Mein Logis aber kostet mich sieben Rubel Papier und die Beköstigung siebzehn und einen halben Rubel, das macht vierundzwanzig und einen halben Rubel, und früher bezahlte ich dreißig Rubel und mußte mir dabei vieles versagen; Tee trank ich nicht immer, während mir jetzt für Tee und Zucker genug Geld übrigbleibt. Wissen Sie, meine Teure, keinen Tee zu trinken ist einem gewissermaßen peinlich; hier sind alle Mieter ziemlich bemittelt, und da geniert man sich. Ich trinke ihn eigentlich um der andern Leute willen, liebe Warwara, um des anständigen Aussehens, um des guten Tones willen; sonst wäre es mir ganz gleich; ich bin kein Genußmensch. Und rechnen Sie dann noch etwas für Taschengeld (denn dies und das braucht man ja doch, na, zum Beispiel ein Paar Stiefel oder ein Kleidungsstück), dann bleibt auch nicht viel übrig. So geht mein ganzes Gehalt drauf. Aber ich murre

nicht und bin zufrieden. Mein Gehalt reicht aus. Es hat schon mehrere Jahre ausgereicht; manchmal bekommt man ja auch eine Gratifikation.

Na, nun leben Sie wohl, mein Engelchen. Ich habe ein paar Töpfe mit Balsaminen und Geranium gekauft – sie sind nicht teuer. Aber vielleicht haben Sie auch Reseda gern? Reseda ist auch zu haben; schreiben Sie mir nur; und wissen Sie, schreiben Sie mir nur möglichst ausführlich! Machen Sie sich übrigens nur keine Gedanken über mich, liebes Kind, daß ich ein solches Zimmer gemietet habe. Nein, es ist die Bequemlichkeit gewesen, die mich dazu veranlaßt hat; nur die Bequemlichkeit hat mich dazu verführt. Ich spare mir ja Geld, liebes Kind; ich lege etwas auf die hohe Kante; ich habe schon ein kleines Sümmchen. Achten Sie nicht darauf, daß ich ein so stiller Mensch bin, daß es scheint, eine Fliege könnte mich mit ihrem Flügel umwerfen. Nein, liebes Kind, ich bin nicht schwächlich und besitze durchaus einen Charakter, wie er sich für einen Menschen von ruhiger, fester Sinnesart geziemt. Leben Sie wohl, mein Engelchen! Da habe ich Ihnen nun beinah zwei Briefbogen vollgeschrieben, und es ist die höchste Zeit, daß ich in meinen Dienst gehe. Ich küsse Ihre Fingerchen, liebes Kind, und verbleibe

Ihr ergebenster Diener und treuester Freund
Makar Djewuschkin.

PS. Eine Bitte: Antworten Sie mir möglichst ausführlich, mein Engelchen! Ich schicke Ihnen anbei ein Pfündchen Konfekt, liebe Warwara; verspeisen Sie es mit Gesundheit, und machen Sie sich um Gottes willen keine Sorgen um mich, und seien Sie mir nicht böse! Nun, also leben Sie wohl, liebes Kind!

Den 8. April.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Wissen Sie wohl, daß ich mich zuletzt doch noch mit Ihnen ernstlich werde überwerfen müssen? Ich versichere Ihnen, bester Makar Alexejewitsch, daß es mir sehr peinlich ist, Ihre Geschenke anzunehmen. Ich weiß, wie vieles, was Sie selbst notwendig brauchen, Sie sich deswegen versagen und entbehren müssen. Wie oft habe ich Ihnen nicht gesagt, daß mir nichts mangelt, absolut nichts, und daß ich auch außerstande bin, Ihnen die Wohltaten zu vergelten, mit denen Sie mich bisher überschüttet haben. Und wozu schenken Sie mir diese Blumentöpfe? Nun, die Balsaminen, das mag noch angehen; aber wozu auch noch Geranium? Man braucht nur ein unvorsichtiges Wörtchen fallen zu lassen, wie zum Beispiel von diesem Geranium, da gehen Sie gleich hin und kaufen welches; das ist doch gewiß teuer? Aber was hat es für prachtvolle Blüten! Dunkelrot und von so schöner Form! Wo haben Sie dieses allerliebste Geranium nur herbekommen? Ich habe es mitten aufs Fensterbrett gestellt, an den sichtbarsten Platz; auf den Fußboden aber werde ich ein Bänkchen stellen und auf das Bänkchen noch mehr Blumen; lassen Sie mich nur erst selbst reich werden! Fedora kann sich gar nicht genug freuen; unser Zimmer ist jetzt das reine Paradies, alles so sauber und hübsch! Nun, und das Konfekt, wozu das noch? Wahrhaftig, als ich Ihren Brief las, habe ich gleich gemerkt, daß da bei Ihnen etwas nicht richtig war: Frühling und Wohlgerüche kommen darin vor, und die Vögelchen zwitschern. Ei, ei, dachte ich, ob da nicht auch noch Verse kommen? Wahrhaftig, es fehlen nur noch Verse in Ihrem Briefe, Makar

Alexejewitsch! Zärtliche Empfindungen und rosafarbene Schwärmereien — alles ist da! An das Rouleau habe ich überhaupt nicht gedacht; es ist gewiß von selbst hängengeblieben, als ich die Blumentöpfe umstellte; sehen Sie wohl!

Ach, Makar Alexejewitsch, was Sie auch immer reden mögen und wie Sie mir auch immer Ihre Ausgaben vorrechnen mögen, um mich zu täuschen und mir zu beweisen, daß Sie alles nur für sich ausgeben, mir können Sie doch nichts verheimlichen und verbergen. Ich sehe klar, daß Sie sich um meinetwillen des Notwendigen berauben. Was ist Ihnen denn nur zum Beispiel eingefallen, daß Sie sich ein solches Logis gemietet haben? Da werden Sie ja doch gestört und belästigt, und Sie haben es eng und unbequem. Sie lieben die Einsamkeit; aber was haben Sie hier für ein Getriebe um sich? Und Sie könnten doch bei Ihrem Gehalt weit besser wohnen. Fedora sagt, Sie hätten früher unvergleichlich viel besser gewohnt als jetzt. Haben Sie denn wirklich Ihr ganzes Leben so verbracht, in solcher Abgeschiedenheit, unter Entbehrungen, freudlos, ohne ein freundschaftliches, herzliches Wort, in einem gemieteten Zimmerchen bei fremden Leuten? Ach, mein bester Freund, wie leid tun Sie mir! Schonen Sie wenigstens Ihre Gesundheit, Makar Alexejewitsch! Sie sagen, daß Sie schwache Augen haben; so schreiben Sie doch nicht bei Kerzenlicht! Wozu tun Sie denn das? Ihr Diensteifer wird Ihren Vorgesetzten gewiß auch ohne das bekannt sein.

Noch einmal bitte ich Sie inständig, nicht soviel Geld für mich auszugeben. Ich weiß, daß Sie mich lieben; aber Sie sind selbst nicht reich ... Heute bin ich ebenfalls vergnügt aufgestanden. Es war mir so

froh zumute. Fedora arbeitete schon lange und hatte auch mir eine Arbeit verschafft. Ich freute mich so darüber; ich ging nur aus, um Seide zu kaufen, und setzte mich dann an die Arbeit. Den ganzen Vormittag war mir so leicht ums Herz; ich war so heiter! Aber jetzt sind wieder lauter schwarze, traurige Gedanken da, und das Herz tut mir weh.

Ach, was wird noch aus mir werden, welches wird mein Schicksal sein? Es ist eine gar zu drückende Empfindung, daß ich in solcher Ungewißheit lebe, daß ich gar keine gesicherte Zukunft habe, daß ich nicht einmal ahnen kann, was mir bevorsteht. Und der Rückblick auf die Vergangenheit ist schrecklich. Da liegt so viel Leid, daß mir bei der bloßen Erinnerung das Herz bricht. Mein Leben lang werde ich unter Tränen mich über die bösen Menschen beklagen, die mich zugrunde gerichtet haben!

Es wird dunkel. Ich muß mich wieder an die Arbeit machen. Ich hätte Ihnen gern noch über vieles geschrieben, aber ich habe keine Zeit; die Arbeit muß zu einem bestimmten Termin fertig sein. Ich muß mich beeilen. Briefe sind ja gewiß etwas sehr Hübsches; es ist einem dann gleich nicht so öde und langweilig zumute. Aber warum kommen Sie niemals selbst zu uns? Warum tun Sie das nicht, Makar Alexejewitsch? Sie haben es ja doch jetzt nah, und etwas freie Zeit werden Sie doch auch manchmal erübrigen können. Bitte, kommen Sie! Ich habe Ihre Teresa gesehen. Sie scheint recht krank zu sein; sie tat mir leid, und ich gab ihr zwanzig Kopeken. Ja! Beinah hätte ich es vergessen: Schreiben Sie mir doch möglichst ausführlich alles, wie es Ihnen geht und wie Sie leben. Was für Leute haben Sie da um sich, und leben Sie mit

ihnen in gutem Einvernehmen? Ich möchte das gern alles wissen. Denken Sie daran, und schreiben Sie es mir jedenfalls! Heute werde ich absichtlich eine Ecke des Rouleaus zurückschlagen. Legen Sie sich nur recht früh schlafen; gestern habe ich noch bis Mitternacht bei Ihnen Licht gesehen. Nun leben Sie wohl! Heute herrscht bei mir Melancholie und Kummer und Traurigkeit. Das ist nun einmal die Signatur dieses Tages. Leben Sie wohl!

Ihre

Warwara Dobroselowa.

Den 8. April.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ja, liebes Kind, ja, meine Teure, es ist mir armem Menschen wieder einmal ein unerfreulicher Tag beschieden gewesen! Ja, Sie haben mich alten Mann zum besten gehabt, Warwara Alexejewna! Aber ich bin selbst daran schuld, ganz allein daran schuld! Ich hätte mich auf meine alten Tage mit meinen paar Haaren auf dem Kopfe nicht auf bedenkliche Liebschaften einlassen sollen ... Und ich will noch das sagen, liebes Kind: Der Mensch ist manchmal wunderlich, sehr wunderlich. Und, all ihr lieben Heiligen! wovon fängt er dann nicht mitunter an zu reden! Aber was kommt dabei heraus, was ist das Resultat? Ein Resultat hat es gar nicht, und herauskommen tut dabei ein solcher Unsinn, daß uns Gott behüten möge! Ich errege mich deswegen nicht übermäßig, liebes Kind; es ist mir nur verdrießlich, an all das zurückzudenken, und ich ärgere mich, daß ich Ihnen einen so blumenreichen, dummen Brief geschrieben habe. Auch zum Dienst ging ich heute mit einem geckenhaften Gefühl des

Stolzes, ein solcher heller Glanz erfüllte mein Herz. Meine Seele war ohne allen Grund ganz feiertäglich gestimmt; es war mir so froh zumute! Ich machte mich mit Eifer an die Akten – und was wurde dann aus dieser ganzen Stimmung? Sowie ich um mich blickte, war alles wie früher, trüb und grau. Da waren dieselben Tintenflecke, dieselben Tische und Akten, und auch ich selbst war ganz derselbe; ich war vollständig derselbe geblieben, der ich gewesen war – also was hatte ich für einen Grund gehabt, auf dem Pegasus herumzureiten? Und woher war das alles gekommen? Daher, daß sich die Sonne zeigte und der Himmel sich blau gefärbt hatte! Nur daher! Und wie kann man da von Wohlgerüchen des Frühlings reden, wenn auf unserm Hofe unter unsern Fenstern alles mögliche herumliegt! Also war mir das alles nur dummerweise so vorgekommen. Aber es passiert dem Menschen ja manchmal, daß er sich in seinen eigenen Gefühlen irrt und Unsinn zusammenschwatzt. Der Grund dafür ist kein anderer als eine übermäßig dumme Glut des Herzens. Mir war, als ob ich nicht nach Hause ginge, sondern mich nur so schleppte; ich hatte ohne eigentlichen Grund Kopfschmerzen bekommen; es kam also eben immer eins zum andern. Ich hatte wohl Zug in den Rücken bekommen. Ich Dummkopf hatte mich über den Frühling gefreut und war im leichten Mantel ausgegangen. Aber hinsichtlich meiner Gefühle haben Sie sich geirrt, meine Beste! Den Ausdruck derselben haben Sie völlig falsch aufgefaßt. Was mich erfüllt, ist ein väterliches Wohlwollen, nur ein rein väterliches Wohlwollen, Warwara Alexejewna; denn infolge Ihrer traurigen Verwaistheit nehme ich bei Ihnen die Stelle eines leiblichen Vaters ein; das

sage ich aus tiefster Seele, aus reinem Herzen, unter Berufung auf unsere Verwandtschaft. Wie es auch damit stehen mag, bin ich doch ein entfernter Verwandter von Ihnen; und mag auch unsere Verwandtschaft noch so weitläufig sein, so bin ich doch immerhin Ihr Verwandter und jetzt Ihr nächster Verwandter und Beschützer; denn dort, wo Sie das nächste Recht hatten, Schutz und Beistand zu finden, haben Sie nur Verrat und Kränkung gefunden. Was aber die Verse betrifft, so muß ich Ihnen sagen, liebes Kind, daß es sich für mich auf meine alten Tage nicht schickt, mich noch mit dem Versemachen abzugeben. Verse sind dummes Zeug! Für Versemachen bekommen heutzutage in der Schule die Kinder sogar Schläge ... sehen Sie, so steht das, meine Teuerste.

Was schreiben Sie mir da von Bequemlichkeit, Warwara Alexejewna, und von Ruhe und allerlei solchen Dingen? Liebes Kind, ich bin nicht wählerisch oder mäklig und habe nie besser gelebt als jetzt; also warum sollte ich jetzt auf meine alten Tage anspruchsvoll werden? Ich esse mich satt und habe Kleider auf dem Leibe und Schuhe an den Füßen, und wozu sollte ich mir dann noch irgendwelche anderen Genüsse leisten? Ich bin nicht von gräflicher Herkunft! Mein Vater war kein Adliger und hatte mit seiner ganzen Familie eine geringere Einnahme als ich. Ich bin nicht verwöhnt! Übrigens war, die Wahrheit zu sagen, in meiner alten Wohnung alles unvergleichlich viel besser; es war freier, liebes Kind. Allerdings ist auch meine jetzige Wohnung gut, sogar in mancher Beziehung vergnüglicher und, man kann sagen, abwechslungsreicher; ich sage nichts gegen sie; aber doch denke ich mit Bedauern an die alte zurück.

Ich bin eben ein alter, das heißt wenigstens schon ein bejahrter Mann! Da gewöhnt man sich an alte Dinge, als ob sie mit einem verwandt wären. Wissen Sie, die Wohnung war ja nur klein; die Wände waren ... na, was ist da zu sagen! ... Die Wände waren so, wie alle Wände sind; um die handelt es sich jedoch nicht; aber die Erinnerung an mein ganzes früheres Leben dort stimmt mich wehmütig. Sonderbar: es war eine schwere Zeit für mich, und doch ist die Erinnerung daran gewissermaßen angenehm. Selbst das, was schlecht war und worüber ich mich manchmal ärgerte, auch das wird in der Erinnerung sozusagen von dem Schlechten gesäubert und tritt in reizvoller Gestalt vor meine Einbildungskraft. Wir führten ein stilles Leben, liebe Warwara, ich und meine alte Wirtin, die nun tot ist. Auch an diese meine Alte denke ich jetzt mit einem Gefühl der Trauer zurück. Sie war eine brave Frau und nahm mir für die Wohnung nicht viel ab. Sie pflegte immer aus allerlei Stoffresten mit ellenlangen Stricknadeln Bettdecken zu stricken; das war ihre einzige Beschäftigung. Beleuchtung hielt ich mir mit ihr gemeinsam, und daher arbeiteten wir an ein und demselben Tische. Sie hatte eine Enkelin namens Mascha; ich habe sie noch als ein kleines Kind in der Erinnerung; jetzt wird sie ein Mädchen von dreizehn Jahren sein. Sie war ein so mutwilliges, lustiges Ding; immer brachte sie uns zum Lachen; so lebten wir zu dreien zusammen. An langen Winterabenden pflegten wir uns an den runden Tisch zu setzen, Tee zu trinken und uns dann an die Arbeit zu machen. Die alte Frau aber erzählte manchmal Märchen, damit Mascha sich nicht langweilen und Possen treiben möchte. Und was waren das für Märchen! Da konnte nicht nur ein

Kind, sondern auch ein vernünftiger, verständiger Mensch mit Interesse zuhören. Und ob! Ich selbst zündete mir manchmal eine Pfeife an und hörte so eifrig zu, daß ich die Arbeit darüber vergaß. Die Kleine aber, unser Wildfang, wurde ganz nachdenklich; sie stützte ihr rosiges Bäckchen auf die Hand, öffnete ihr hübsches Mündchen, und wenn es ein Märchen zum Fürchten war, schmiegte sie sich ganz dicht an die alte Frau an. Uns aber war es eine Freude, sie anzusehen; wir beachteten es gar nicht, wie das Licht herunterbrannte, und hörten es nicht, wie manchmal draußen der Wind heulte und der Schneesturm wütete. Wir führten ein angenehmes Leben, liebe Warwara; und so verlebten wir beinahe zwanzig Jahre zusammen. — Aber da bin ich ins Schwatzen hineingekommen! Ihnen gefällt ein solches Thema vielleicht nicht, und auch für mich hat die Erinnerung etwas Melancholisches, besonders jetzt: es ist Dämmerzeit. Teresa wirtschaftet mit irgend etwas geräuschvoll herum; ich habe Kopfschmerzen, und auch der Rücken tut mir ein bißchen weh; ja, auch meine Gedanken sind von so wunderlicher Art, als ob sie mir ebenfalls weh täten; es ist mir heute traurig zumute, liebe Warwara! — Was schreiben Sie mir da, meine Teure? Wie kann ich denn zu Ihnen kommen? Was würden die Leute sagen, mein Täubchen? Ich müßte doch über den Hof gehen, und unsere Hausgenossen würden es bemerken und Nachforschungen anstellen — es würde Gerede und Klatscherei geben; sie würden der Sache einen falschen Sinn beilegen. Nein, mein Engelchen, es ist schon besser, wenn ich Sie morgen bei der Abendmesse wiedersehe; das wird vernünftiger und für uns weniger nachteilig sein. Seien Sie mir nur

nicht böse, liebes Kind, daß ich Ihnen einen solchen Brief geschrieben habe; ich habe ihn soeben noch einmal durchgelesen und dabei gesehen, daß alles zusammenhanglos ist. Ich bin ein alter Mensch ohne gelehrte Bildung, liebe Warwara; in meiner Jugend habe ich nicht allzuviel gelernt, und jetzt würde in meinen Kopf nichts mehr hineingehen, wenn ich von neuem anfinge zu lernen. Ich bekenne, liebes Kind, daß ich kein Meister in der Schilderung bin, und weiß, ohne daß mich jemand darauf hinweist und verspottet, daß, wenn ich etwas Amüsantes schreiben will, nur Unsinn herauskommt. – Ich sah Sie heute am Fenster; ich sah, wie Sie das Rouleau herunterließen. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Gott behüte Sie! Leben Sie wohl, Warwara Alexejewna!

Ihr uneigennütziger Freund
Makar Djewuschkin

PS. Satiren werde ich jetzt über niemand schreiben, meine Teuerste. Ich bin zu alt geworden, liebe Warwara Alexejewna, um ohne Not die Zähne zu fletschen! Man würde sich auch über mich lustig machen, nach dem russischen Sprichwort: Wer einem andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Den 9. April.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Aber schämen Sie sich denn nicht, mein Freund und Wohltäter Makar Alexejewitsch, sich Ihren melancholischen Launen in dieser Weise hinzugeben? Haben Sie sich wirklich beleidigt gefühlt? Ach, ich bin oft unvorsichtig; aber ich hätte doch nicht gedacht, daß Sie meine Worte als spöttischen Scherz auffassen wür-

den. Seien Sie überzeugt, daß ich es niemals wagen würde, über Ihre Jahre und Ihren Charakter zu spotten. Das ist alles nur infolge meiner Unbedachtsamkeit geschehen, und besonders weil ich in so melancholischer Stimmung war, und was tut man nicht alles in solcher Stimmung! Ich habe meinerseits gedacht, Sie selbst hätten sich in Ihrem Brief ein bißchen lustig machen wollen. Ich bin furchtbar traurig geworden, als ich sah, daß Sie mit mir unzufrieden sind. Nein, mein bester Freund und Wohltäter, Sie irren sich, wenn Sie mich im Verdacht der Gefühllosigkeit und Undankbarkeit haben. Ich weiß in meinem Herzen sehr wohl all das zu schätzen, was Sie für mich getan haben, indem Sie mich gegen schlechte Menschen und deren Haß und Verfolgungen schützten. Ich werde lebenslänglich für Sie beten, und wenn mein Gebet zu Gott gelangt und der Himmel es erhört, so werden Sie glücklich sein.

Ich fühle mich heute sehr unwohl. Ich habe abwechselnd Fieberhitze und Schüttelfrost. Fedora ängstigt sich sehr um mich. Sie genieren sich ganz ohne Grund, zu uns zu kommen, Makar Alexejewitsch. Was geht das andre Leute an! Sie sind mit uns bekannt, das genügt! ... Leben Sie wohl, Makar Alexejewitsch! Mehr zu schreiben habe ich jetzt nicht, und ich könnte es auch nicht: ich bin sehr unwohl. Ich bitte Sie noch einmal, mir nicht zu zürnen und von der steten Hochachtung und Anhänglichkeit überzeugt zu sein, mit denen ich die Ehre habe zu verbleiben

Ihre ergebenste, gehorsamste
Warwara Dobroselowa.

Den 12. April.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ach, liebes Kind, was machen Sie für Geschichten! Sie jagen mir ja jedesmal einen solchen Schreck ein. Ich schreibe Ihnen in jedem Briefe, Sie möchten sich in acht nehmen, sich warm anziehen, bei schlechtem Wetter nicht ausgehen und in jeder Hinsicht vorsichtig sein; aber Sie hören nicht auf mich, mein Engelchen! Ach, mein Täubchen, Sie sind ja noch das reine Kind! Sie sind ja so schwächlich, so schwächlich wie ein Strohhalm; das weiß ich. Wenn nur ein bißchen Wind weht, dann werden Sie gleich krank. Darum sollten Sie sich in acht nehmen, selbst auf Ihre Gesundheit bedacht sein, die Gefahr vermeiden und nicht Ihren Freunden Kummer und Sorge machen.

Sie drückten den Wunsch aus, liebes Kind, Näheres über meine Lebensweise und über meine ganze Umgebung zu erfahren. Mit Freuden beeile ich mich, Ihren Wunsch zu erfüllen, meine Teuerste. Ich fange vom Anfang an, liebes Kind; dann wird mehr Ordnung in meiner Darstellung sein. Erstens also, in unserm Hause ist die Treppe beim Vordereingang sehr passabel: sie ist rein, hell und breit, alles von Eisen und Mahagoni. Fragen Sie mich dagegen nicht nach der Hintertreppe: das ist eine feuchte, schmutzige Wendeltreppe; die Stufen sind ausgetreten und die Wände so schmierig, daß die Hand daran kleben bleibt, wenn man sie anfaßt. Auf jedem Absatz stehen zerbrochene Kästen, Stühle und Schränke; alte Lappen hängen zum Trocknen da; die Fensterscheiben sind zerschlagen; es stehen Kübel mit allerlei Unreinigkeiten umher: mit Schmutz, Kehricht, Eierschalen und Fischblasen; es herrscht ein übler Geruch . . . kurz, es ist nicht schön.

Die Lage der Zimmer habe ich Ihnen bereits beschrieben; man kann nicht anders sagen, sie ist bequem, das ist die Wahrheit; aber es ist in ihnen eine drückende Luft, das heißt, nicht eigentlich, daß es schlecht röche, sondern es ist, wenn man sich so ausdrücken kann, ein etwas fauliger, scharf-süßlicher Geruch. Der erste Eindruck davon ist nicht angenehm; aber das hat nicht viel zu besagen; man braucht sich nur ein paar Minuten bei uns aufzuhalten, dann geht dieser Eindruck vorüber, und man spürt nicht einmal, wie er vorübergeht; denn man fängt selbst an so zu riechen, und die Hände riechen so und alles, was man an sich hat – na, und da gewöhnt man sich daran. Aber Zeisige können bei uns nicht leben, sondern sterben bald. Der Schiffsfähnrich hat schon den fünften gekauft; aber sie vertragen unsere Luft nicht, dagegen ist nichts zu machen. Unsere Küche ist groß, geräumig und hell. Allerdings ist vormittags etwas Fettdunst darin, wenn Fisch oder Rindfleisch gebraten wird, und auch sonst geht es beim Wirtschaften nicht ohne üblen Geruch ab; dafür ist sie am Abend das reine Paradies. In der Küche hängt bei uns immer alte Wäsche auf Leinen; und da mein Zimmer nicht weit davon ist oder eigentlich einen Teil der Küche bildet, so stört mich der Wäschegeruch ein wenig; aber das tut nichts: mit der Zeit werde ich mich schon daran gewöhnen.

Ganz früh am Morgen, liebe Warwara, beginnt bei uns ein unruhiges Treiben; die Mieter stehen auf, gehen umher und poltern. Es stehen nämlich alle auf, die in den Dienst müssen, manche aber auch aus eigenem Antrieb; und alle machen sich daran, ihren Tee zu trinken. Die Samoware, die in der Wohnung vorhan-

den sind, gehören größtenteils der Wirtin; es sind ihrer nur wenige, und daher müssen wir alle eine bestimmte Reihenfolge einhalten; und wer mit seiner Teekanne aus der Reihe fällt, dem wird gleich der Kopf gewaschen. Das ist denn auch mir das erstemal begegnet ... aber es hat keinen Zweck, mehr davon zu schreiben! Beim Teetrinken bin ich denn auch mit allen bekannt geworden. Der erste, mit dem ich bekannt wurde, war der Schiffsfähnrich; das ist ein offenherziger Mensch, der mir gleich alles mögliche erzählte: von seinem Vater, von seiner Mutter, von seiner Schwester, daß sie mit einem Kreisassessor in Tula verheiratet ist, und von Kronstadt. Er versprach mir seine Protektion in jeder Hinsicht und lud mich sogleich ein, am Abend mit ihm Tee zu trinken. Ich fand ihn in dem Zimmer, wo bei uns gewöhnlich Karte gespielt wird. Dort wurde mir Tee gereicht, und sie wollten durchaus, ich sollte mit ihnen Hasard spielen. Ob sie sich über mich lustig machten oder nicht, das weiß ich nicht; aber sie selbst spielten bis spät in die Nacht hinein ununterbrochen, und auch als ich eintrat, waren sie im Spiel begriffen. Der Tisch war voll Karten und Kreide, und im ganzen Zimmer war ein solcher Rauch, daß er einem in die Augen biß. Aber ich ließ mich auf das Mitspielen nicht ein, und sie sagten mir sogleich, ich spräche wie ein Philosoph. Darauf redete die ganze Zeit über niemand mehr mit mir, was mir, die Wahrheit zu sagen, ganz lieb war. Jetzt gehe ich nicht mehr zu ihnen hin; sie spielen immer nur Hasard, nichts als Hasard! Aber bei dem Beamten, der auf literarischem Gebiet tätig ist, finden ebenfalls abends Zusammenkünfte statt. Na, bei dem geht es wirklich nett, bescheiden, harmlos

und taktvoll zu; dort herrscht in allem ein feiner Geschmack.

Beiläufig teile ich Ihnen, liebe Warwara, noch mit, daß unsere Wirtin ein ganz gräßliches Weib ist, die reine Hexe. Sie haben Teresa gesehen; na, in der Tat, was ist sie für ein armseliges Wesen! Mager wie ein gerupftes, schwindsüchtiges Hühnchen! Dienstboten sind in der Wohnung nur zwei vorhanden: Teresa und Faldoni, der Hausdiener der Wirtin. Ich weiß nicht, vielleicht hat er noch einen andern Namen; aber auf diesen hört er, und so rufen ihn denn auch alle. Er ist ein Finne, rothaarig, krummgewachsen, stülpnasig, ein grober Mensch; er schimpft Teresa fortwährend und prügelt sie beinahe. Im allgemeinen muß ich sagen, daß das Leben hier mir nicht in jeder Beziehung zusagt. Daß abends alle sich gleichzeitig schlafen legten und ruhig würden, das kommt niemals vor. Stets sitzen sie irgendwo noch auf und spielen, manchmal kommen Dinge vor, die man anständigerweise gar nicht erzählen kann. Jetzt habe ich mich indessen schon daran gewöhnt; aber ich wundere mich, wie verheiratete Leute in einem solchen Sodom und Gomorrha leben können. Eine ganze arme Familie hat unserer Wirtin ein Zimmer abgemietet; dieses liegt aber nicht in einer Reihe mit den andern, sondern auf der andern Seite, in der Ecke, abgesondert. Es sind friedliche Leute! Niemand bekommt etwas von ihnen zu hören. Sie hausen in einem einzigen Zimmerchen, das durch eine Halbwand geteilt ist. Er ist ein stellenloser Beamter, der vor ungefähr sechs Jahren aus irgendwelchem Grund seine Stelle verloren hat. Sein Familienname ist Gorschkow; er ist ein kleiner, grauhaariger Mann; er geht immer in einem so fetti-

gen, abgetragenen Rocke, daß es einem richtig wehtut, ihn anzusehen; er ist viel schlechter gekleidet als ich! So ein kläglicher, schwächlicher Mensch ist er (ich begegne ihm manchmal auf dem Korridor); die Knie zittern ihm und die Hände und der Kopf auch, ob infolge einer Krankheit, mag Gott wissen; er ist schüchtern, fürchtet sich vor allen und schleicht immer so an der Seite hin. Ich bin ja auch manchmal schüchtern, aber er ist es in noch viel höherem Grade. Seine Familie besteht aus seiner Frau und drei Kindern. Das älteste, ein Knabe, artet ganz nach dem Vater und sieht ebenso schwindsüchtig aus. Die Frau muß einmal sehr hübsch gewesen sein, das merkt man auch jetzt noch; die Arme geht immer in ganz jämmerlichen Lumpen. Sie sind, wie ich gehört habe, der Wirtin die Miete schuldig, und diese behandelt sie nicht sehr freundlich. Ich habe auch gehört, daß Gorschkow irgendwelche Unannehmlichkeiten hat, infolge deren er auch seiner Stelle verlustig gegangen ist: ob es sich nun um einen Prozeß handelt oder um eine gerichtliche Anklage oder um eine Disziplinaruntersuchung, das kann ich Ihnen nicht zuverlässig sagen. Sie sind arm, bitter arm, Herr du mein Gott! In ihrem Zimmer ist es immer ganz still und ruhig, als ob niemand darin wohnte. Selbst die Kinder sind nicht zu hören. Daß sie einmal mutwillig wären oder spielten, kommt gar nicht vor, und das ist ein schlimmes Zeichen. Einmal traf es sich abends, daß ich an ihrer Tür vorbeikam; es war in jenem Augenblick gerade ungewöhnlich still in der ganzen Wohnung; da hörte ich ein Schluchzen, dann ein Flüstern, dann wieder Schluchzen, als ob da jemand weinte, aber so leise und kläglich, daß mir beinahe das Herz brach und ich dann

den Gedanken an diese armen Leute bis in die Nacht hinein nicht loswurde, so daß ich nicht einmal ordentlich einschlafen konnte.

Nun leben Sie wohl, meine teuerste Freundin, liebe Warwara! Ich habe Ihnen alles beschrieben, so gut ich es verstand. Heute denke ich den ganzen Tag immer nur an Sie. Ich habe mir um Sie das Herz ganz zergrämt, meine Beste. Ich weiß ja doch, mein liebes Seelchen, daß Sie keinen warmen Mantel haben. Und nun dieses Petersburger Frühjahrswetter, dieser Wind, dieser Regen, mit Schnee vermischt — davon kann man den Tod haben, liebe Warwara! Das ist eine ›schöne, gesunde Luft‹, vor der Gott einen behüten möge! Nehmen Sie mir mein Geschreibsel nicht übel, mein Seelchen; auf Stil verstehe ich mich nicht, liebe Warwara, absolut nicht. Wenn es doch nur der Fall wäre! Ich schreibe, was mir gerade in den Sinn kommt, bloß um Sie ein bißchen aufzuheitern. Ja, wenn ich ordentlich etwas gelernt hätte, das wäre ein ander Ding; aber was habe ich denn gelernt? Mein Schulunterricht hat kaum ein paar Groschen gekostet.

Stets Ihr treuer Freund
Makar Djewuschkin.

Den 25. April.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Heute bin ich meiner Kusine Sascha begegnet! Es ist entsetzlich! Auch sie wird zugrunde gehen, die Arme! Auch habe ich von andrer Seite gehört, daß Anna Fjodorowna mir immer noch nachspürt. Es scheint, daß sie nie aufhören wird, mich zu verfolgen. Sie sagt, sie wolle ›mir verzeihen‹ und alles Vergangene vergessen, und sie werde mich jedenfalls ein-

mal selbst besuchen. Sie sagt, Sie seien gar nicht mit mir verwandt; sie sei meine nächste Verwandte; Sie hätten kein Recht, sich in unsere Familienangelegenheiten hineinzumischen; es schicke sich nicht, daß ich von Ihren Wohltaten lebte und mich von Ihnen unterstützen ließe; ich müßte mich schämen, das zu tun. Sie sagt, ich hätte die Gastfreundschaft vergessen, die ich bei ihr genossen hätte; sie habe mich und meine Mutter vielleicht vor dem Hungertod gerettet; sie habe uns Essen und Trinken gegeben und sich mehr als zweiundeinhalbes Jahr lang für uns Ausgaben gemacht; und zu dem allen habe sie uns noch eine Schuld erlassen. Auch hat sie sich nicht entblödet, von meiner Mutter Übles zu reden! Aber wenn meine arme Mutter wüßte, was diese Leute mir angetan haben! Gott hat es gesehen! ... Anna Fjodorowna sagt, ich hätte es aus Dummheit nicht verstanden, mein Glück festzuhalten; sie selbst habe mir den Weg zu meinem Glück gezeigt; an allem übrigen trage sie keine Schuld, und ich selbst hätte es nicht verstanden, meine Ehre zu schützen, oder es vielleicht auch nicht gewollt. Aber wer trägt denn die Schuld, großer Gott! Sie sagt, Herr Bykow habe ganz recht, und man könne nicht eine jede heiraten, die ... aber wozu das schreiben! Es ist schrecklich, solche Unwahrheiten anzuhören, Makar Alexejewitsch! Ich weiß nicht, was heute mit mir ist. Ich zittere und weine und schluchze; zu diesem Brief an Sie habe ich schon zwei Stunden gebraucht. Ich hatte geglaubt, daß sie wenigstens das Unrecht einsähe, das sie mir angetan hat; und nun benimmt sie sich so! – Um Gottes willen, beunruhigen Sie sich nicht um mein Befinden, mein einziger aufrichtiger Freund! Fedora übertreibt alles: ich bin nicht krank.

Ich habe mich gestern nur ein bißchen erkältet, als ich nach dem Wolkowski-Kirchhof gegangen war, um für meine Mutter eine Seelenmesse halten zu lassen. Warum sind Sie nicht mitgekommen? Ich hatte Sie doch so darum gebeten. Ach, meine arme, arme Mutter, wenn du aus dem Grabe aufständest und sähest, was man mit mir gemacht hat! . . .

W. D.

Den 20. Mai.

Mein Täubchen, liebe Warwara!

Ich schicke Ihnen ein paar Weintrauben, mein Herzchen; man sagt, die seien gut für Rekonvaleszenten, und auch der Arzt empfiehlt sie zur Stillung des Durstes; essen Sie sie also lediglich als Mittel gegen den Durst! Sie sagten neulich, Sie möchten gern ein paar Röschen haben, liebes Kind; also da schicke ich Ihnen jetzt welche. Haben Sie auch Appetit, mein Herzchen? Das ist die Hauptsache. Gott sei Dank übrigens, daß alles vorüber und zu Ende ist und daß unser Unglück ebenfalls vollständig ein Ende nimmt! Dafür wollen wir dem Himmel danken! Aber was Bücher anlangt, so kann ich augenblicklich nirgends welche bekommen. Es hat hier einer der Mieter ein Buch, das soll gut sein, in sehr hohem Stil geschrieben; ich selbst habe es nicht gelesen; aber es wird hier sehr gelobt. Ich habe darum gebeten, und der Eigentümer hat mir versprochen, es mir zu überlassen. Aber werden Sie es auch lesen? Sie sind in dieser Hinsicht wählerisch, und es ist schwer, Ihren Geschmack zu treffen; ich kenne Sie ja, mein Täubchen; Sie wollen gewiß lauter Poesie haben, in der von Seufzern und Liebe die Rede ist; na, ich werde Ihnen auch Poesie verschaffen, alles werde

ich Ihnen verschaffen; es existiert hier ein Heft mit lauter Abschriften von Gedichten.

Mir für meine Person geht es gut. Bitte, beunruhigen Sie sich um mich nicht, liebes Kind! Was Fedora Ihnen über mich gesagt hat, das ist alles dummes Zeug; sagen Sie ihr nur, sie habe gelogen; sagen Sie ihr das nur ja, der Klatschbase! Es ist ganz und gar nicht wahr, daß ich meinen neuen Dienstanzug verkauft hätte. Und sagen Sie selbst, warum sollte ich das tun? Es heißt, ich würde eine Gratifikation von vierzig Rubeln Silber erhalten; also warum sollte ich da etwas verkaufen? Beunruhigen Sie sich nicht, liebes Kind; sie ist zu argwöhnisch, Ihre Fedora, sie ist zu argwöhnisch. Wir werden noch ein vergnügtes Leben führen, mein Täubchen! Werden Sie nur erst wieder gesund, mein Engelchen; ich bitte Sie inständig, werden Sie wieder gesund, und betrüben Sie mich alten Mann nicht! Wer hat Ihnen das gesagt, daß ich mager geworden wäre? Verleumdung, wieder Verleumdung! Ich bin gesund wie ein Fisch im Wasser und so dick geworden, daß ich mich ordentlich schäme; ich bin wohlgenährt und mit meinem Befinden völlig zufrieden; wenn Sie nur erst wieder ganz gesund wären! Na, nun leben Sie wohl, mein Engelchen; ich küsse alle Ihre Fingerchen und verbleibe

Ihr lebenslänglich unwandelbarer Freund
Makar Djewuschkin.

PS. Ach, mein Herzchen, was haben Sie da nur wieder geschrieben! Was ist das für ein toller Einfall! Wie kann ich denn so oft zu Ihnen kommen, liebes Kind? Wie ist das nur möglich, frage ich Sie. Soll ich etwa die Dunkelheit der Nacht benutzen? Aber es gibt ja

jetzt in dieser Jahreszeit kaum Nächte. Ich habe Sie ja so schon während Ihrer ganzen Krankheit und Bewußtlosigkeit fast gar nicht verlassen, mein liebes Kind, mein Engelchen; ich weiß selbst nicht mehr, wie ich das fertigbekommen habe. Aber dann habe ich aufgehört zu Ihnen zu kommen; denn die Leute wurden neugierig und fingen an, sich zu erkundigen. Es war hier sowieso schon ein Gerede entstanden. Auf Teresa kann ich mich verlassen; die ist nicht schwatzhaft; aber sagen Sie selbst, liebes Kind, was soll daraus werden, wenn sie alles über uns erfahren? Was werden sie dann denken und sagen? Also nehmen Sie sich einmal zusammen, liebes Kind, und warten Sie bis zu Ihrer völligen Wiederherstellung; dann wollen wir uns irgendwo außerhalb des Hauses ein Rendezvous geben.

Den 1. Juni.

Liebster Makar Alexejewitsch!

Ich möchte Ihnen so gern etwas Angenehmes erweisen, Ihnen eine Freude machen, zum Danke für alle Ihre Mühe und Sorge um mich und für alle Ihre Liebe zu mir, daß ich mich schließlich entschlossen habe, zur Vertreibung der Langenweile in meiner Kommode herumzuwühlen und mein Heft hervorzusuchen, das ich Ihnen denn hierbei schicke. Ich begann es noch in der glücklichen Zeit meines Lebens niederzuschreiben. Sie haben oft mit teilnahmsvollem Interesse nach meinem früheren Leben gefragt, nach meiner Mutter, nach Pokrowski, nach meinem Aufenthalt bei Anna Fjodorowna und endlich nach dem Unglück, das mich unlängst betroffen hat, und haben so lebhaft dieses Heft zu lesen gewünscht, in dem ich infolge eines wunderlichen Einfalls einige Momente

aus meinem Leben aufgezeichnet habe, daß ich Ihnen durch die Zusendung desselben ein großes Vergnügen zu machen hoffe. Mich dagegen hat es ganz traurig gestimmt, als ich es jetzt wieder durchlas. Mir scheint, daß ich seit der Zeit, da ich in diesem Heft die letzte Zeile niederschrieb, noch einmal so alt geworden bin. Alles dies ist zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Leben Sie wohl, Makar Alexejewitsch! Ich langweile mich jetzt schrecklich und leide oft an Schlaflosigkeit. Eine sehr langweilige Rekonvaleszenz!

W. D.

I

Ich war erst vierzehn Jahre alt, als mein Vater starb. Meine Kindheit war die glücklichste Zeit meines Lebens. Sie begann nicht hier, sondern weit von hier, in der Provinz, in ländlicher Stille. Mein Vater war der Verwalter des gewaltigen Besitztums des Fürsten P. im Gouvernement T. Wir wohnten auf einem der Güter des Fürsten und lebten still, ruhig und glücklich. Ich war ein richtiger kleiner Wildfang; manchmal tat ich den ganzen Tag über nichts anderes als auf den Feldern, im Wald und im Garten umherlaufen; kein Mensch kümmerte sich um mich. Mein Vater hatte ununterbrochen mit seinen Geschäften zu tun, und meine Mutter wurde durch die Wirtschaft in Anspruch genommen. Unterricht erhielt ich keinen und war darüber sehr froh. Manchmal lief ich schon am frühen Morgen an den Teich oder in den Wald oder zum Heumähen oder zu den Schnittern, und es machte mir keine Sorgen, daß die Sonne brannte, daß ich selbst nicht wußte, wo ich beim Umherlaufen vom Dorfe hingeraten war, daß die Sträucher mich zerkratzten

und mir das Kleid zerrissen. Ich wurde zwar nachher zu Hause gescholten; aber das machte mir nichts aus.

Ich glaube, ich wäre glücklich gewesen, wenn ich hätte lebenslänglich auf dem Lande bleiben und immer an einem Fleck wohnen können. Aber ich mußte schon als Kind meine Heimat verlassen. Ich war erst zwölf Jahre alt, als wir nach Petersburg übersiedelten. Ach, in wie schmerzlicher Erinnerung habe ich unsern traurigen Aufbruch! Wie weinte ich, als ich von allem, was mir so lieb war, Abschied nahm! Ich erinnere mich, daß ich mich meinem Vater um den Hals warf und ihn mit Tränen bat, doch wenigstens noch ein Weilchen auf dem Lande zu bleiben. Der Vater fuhr mich an, die Mutter weinte; sie sagte, daß es notwendig sei, daß die Geschäfte es verlangten. Der alte Fürst P. war gestorben, und die Erben entließen meinen Vater aus seiner Stellung. Mein Vater hatte einiges Geld bei Petersburger Geschäftsleuten angelegt. In der Hoffnung, seine Vermögensverhältnisse zu verbessern, hielt er seine persönliche Anwesenheit hier für notwendig. Alles dies erfuhr ich von meiner Mutter. Wir ließen uns hier in der Petersburgskaja* nieder und behielten diese Wohnung bis zu meines Vaters Tod.

Wie schwer wurde es mir, mich an das neue Leben zu gewöhnen! Wir kamen im Herbst nach Petersburg. Als wir das Gut verließen, war ein so heller, warmer, heiterer Tag gewesen; die ländlichen Arbeiten waren beendet; auf den Tennen türmten sich schon gewaltige Getreidehaufen auf, um die sich Scharen von Vögeln mit lautem Geschrei drängten; alles war so klar und fröhlich. Aber hier fanden wir, als wir in die Stadt hineinfuhren, Regen, modrige Herbstkälte, häßliches

* Ein Stadtteil im Norden. A. d. Ü.

Wetter, Schlackerschmutz und eine Menge neuer, unbekannter Gesichter, unzufriedener, ärgerlicher Gesichter, die für uns kein freundliches Willkommen hatten! Wir richteten uns notdürftig ein. Ich weiß noch, daß alle bei uns viel Mühe und Arbeit hatten, um die neue Wirtschaft in Gang zu bringen. Mein Vater war nie zu Hause, und meine Mutter hatte keinen ruhigen Augenblick; ich war vollständig vergessen. Es war ein trauriges Aufstehen für mich am Morgen nach der ersten Nacht in unserer neuen Wohnung. Unsere Fenster gingen auf einen gelben Zaun hinaus. Die Straße war beständig voller Schmutz. Passanten gab es nur wenige, und alle hatten sich dicht eingemummt, alle froren.

Bei uns zu Hause war es ganze Tage lang schrecklich melancholisch und langweilig. Verwandte und nahe Bekannte hatten wir fast gar nicht. Mit Anna Fjodorowna hatte mein Vater sich entzweit. (Er war ihr etwas Geld schuldig.) Ziemlich häufig kamen Leute in Geschäftsangelegenheiten zu uns. Gewöhnlich gab es dann Streit, Lärm und Geschrei. Nach jedem derartigen Besuch war mein Vater sehr mißvergnügt und ärgerlich. Er ging dann manchmal stundenlang mit finsterer Miene von einer Ecke des Zimmers nach der andern und sprach mit niemandem ein Wort. Die Mutter wagte es zu solchen Zeiten nicht, ihn anzureden, und schwieg. Ich setzte mich still und leise mit einem Buch in eine Ecke und wagte nicht, mich zu rühren.

Drei Monate nach unserer Ankunft in Petersburg wurde ich in eine Pension getan. Das war anfangs für mich ein trauriges Leben unter den fremden Menschen! Alles war so trocken und unfreundlich; die

Gouvernanten schalten und zankten, die Pensionärinnen waren so spottlustig und ich so scheu und ängstlich. Es ging so streng und pedantisch zu! Die für alles fest bestimmten Stunden, die gemeinsamen Mahlzeiten, die langweiligen Lehrer – alles das war mir anfangs eine wahre Qual und Pein. Ich konnte dort nicht einmal schlafen. Ich weinte manchmal die ganze lange, öde, kalte Nacht hindurch. Abends, wenn alle ihre Aufgaben lernten oder repetierten, saß ich manchmal für mich bei meinem Vokabelheft oder bei meinem Konversationsbuch und wagte nicht, mich zu rühren; dabei aber dachte ich immer an unser Stübchen zu Hause, an den Vater, an die Mutter, an meine alte Kinderfrau und an ihre Märchen . . . ach, wie traurig wurde mir da zumute! Man erinnert sich dann an die unbedeutendsten Gegenstände zu Hause, und sogar an diese mit Vergnügen. Man denkt und denkt: Ach, wie schön wäre es jetzt zu Hause! Ich würde in unserm kleinen Zimmerchen mit den Meinen zusammen beim Samowar sitzen, und es würde so warm und behaglich und traulich sein. Ach, denkt man, wie herzlich und innig würde ich jetzt mein Mütterchen umarmen! Und so denkt man und fängt still zu weinen an vor Heimweh und sucht die Tränen in der Brust zu unterdrücken, und man bekommt die Vokabeln nicht in den Kopf hinein, die man zum nächsten Tag zu lernen hat. Die ganze Nacht träumt man von dem Lehrer und von Madame und von den andern Mädchen; die ganze Nacht lernt man im Traum seine Aufgabe; aber am andern Tag kann man sie nicht. Man muß zur Strafe knien und bekommt mittags nur ein Gericht. Ich war so traurig und niedergeschlagen. In der ersten Zeit verspotteten und hänselten mich

die andern Mädchen alle; sie machten mich konfus, wenn ich meine Aufgaben aufsagte, kniffen mich, wenn wir in einer Reihe zum Mittagessen oder zum Tee gingen, und beklagten sich ohne jeden Grund über mich bei der Gouvernante. Aber dafür welche Wonne, wenn manchmal am Sonnabendabend die Kinderfrau kam, um mich abzuholen! Ganz unsinnig vor Freude umarmte ich meine gute Alte. Sie kleidete mich an und hüllte mich warm ein und konnte unterwegs mit mir gar nicht Schritt halten; ich aber redete und redete zu ihr ununterbrochen und erzählte ihr alles mögliche. Heiter und vergnügt kam ich nach Hause und umarmte die Meinigen so herzlich, als wenn wir zehn Jahre lang getrennt gewesen wären. Und nun begannen die Gespräche und Erzählungen; alle, die zum Haushalt gehörten, begrüßte ich und lachte und lief umher und sprang vor Freuden. Mein Vater fing ein ernstes Gespräch an: über die Unterrichtsgegenstände, über unsere Lehrer, über das Französische, über die L'Homondsche Grammatik – und wir waren alle so vergnügt und so zufrieden. Die Erinnerung an diese Stunden bereitet mir auch jetzt noch Vergnügen. Ich gab mir die größte Mühe, zu lernen und meinen Vater zufriedenzustellen. Ich sah, daß er das Letzte für mich hingab und selbst sich aufs kümmerlichste durchhalf. Mit jedem Tag wurde er finsterer, unzufriedener, ärgerlicher; sein Charakter veränderte sich vollständig zum Schlechteren; seine geschäftlichen Unternehmungen mißlangen; er geriet tief in Schulden. Die Mutter fürchtete sich oft, zu weinen oder ein Wort zu sagen, um den Vater nicht aufzubringen; sie wurde ganz krank, magerte immer mehr ab und begann bedenklich zu husten. Wenn ich aus der Pen-

sion kam, fand ich so traurige Gesichter; die Mutter weinte im stillen, der Vater war ärgerlich. Er fing an, mir Vorwürfe zu machen und mich zu beschuldigen. Er sagte, er erlebe an mir keine Freude, und ich brächte ihm keinen Trost; sie gäben das Letzte für mich hin, und ich könne immer noch nicht Französisch sprechen; kurz, alle Mißerfolge, alle Unglücksfälle, alles, alles wurde mir und der Mutter zur Last gelegt. Und wie konnte er nur so grausam sein, die arme Mutter so zu martern! Wenn man sie ansah, brach einem ja beinah das Herz: ihre Wangen waren eingefallen, die Augen lagen tief in den Höhlen, ihr Gesicht hatte so eine schwindsüchtige Färbung angenommen. Ich wurde am allermeisten gescholten. Solche Scheltreden nahmen immer mit Kleinigkeiten ihren Anfang und gerieten dann wer weiß wohin; oft verstand ich nicht einmal, wovon die Rede war. Was kam darin nicht alles vor! Daß meine Fortschritte im Französischen so gering seien, und daß ich gar keinen Verstand besäße, und daß die Vorsteherin unserer Pension ein nachlässiges, dummes Frauenzimmer sei und nicht für unsere geistige Ausbildung sorge, und daß der Vater noch immer keine Anstellung im Staatsdienst finden könne, und daß die L'Homondsche Grammatik nichts tauge und die Sapolskische viel besser sei, und daß sie für mich viel Geld nutzlos weggeworfen hätten, und daß ich offenbar ein gefühlloses, steinernes Herz hätte — kurz, ich Arme, die ich mich aus allen Kräften mit dem Erlernen französischer Gespräche und Vokabeln abquälte, war doch an allem schuld und wurde für alles verantwortlich gemacht! Und das kam keineswegs daher, daß der Vater mich nicht liebgehabt hätte; nein, er liebte mich und die

Mutter von ganzem Herzen. Aber er war nun einmal so; das war so sein Charakter.

Die Sorgen, Kränkungen und Mißerfolge peinigten meinen armen Vater aufs äußerste: er wurde mißtrauisch und verbittert; oft war er der Verzweiflung nahe; er fing an, seine Gesundheit zu vernachlässigen, erkältete sich, wurde krank und starb nach kurzem Leiden ganz plötzlich und unerwartet, daß wir alle mehrere Tage lang von diesem Schicksalsschlag wie betäubt waren. Mama befand sich in einem Zustand der Erstarrung; ich fürchtete sogar für ihren Verstand. Kaum war der Vater tot, so erschienen bei uns, wie aus der Erde hervorgewachsen, die Gläubiger; in ganzen Scharen kamen sie herbeigeströmt. Alles, was wir besaßen, mußten wir hingeben. Unser Häuschen in der Petersburgskaja, das der Vater ein halbes Jahr nach unserer Übersiedelung nach Petersburg gekauft hatte, wurde ebenfalls verkauft. Ich weiß nicht, wie die Sache im übrigen geregelt wurde; aber wir hatten nun kein Dach über dem Kopf mehr, keinen Zufluchtsort und keine Nahrung. Meine Mutter litt an einer auszehrenden Krankheit; wir konnten uns nicht ernähren, wußten nicht, wovon wir leben sollten, und sahen den Untergang vor uns. Ich war damals eben erst vierzehn Jahre alt. Da besuchte uns Anna Fjodorowna. Sie sagte immer, sie sei eine Gutsbesitzerin und mit uns verwandt. Meine Mutter sagte ebenfalls, daß sie mit uns verwandt sei, wiewohl nur sehr entfernt. Solange mein Vater noch lebte, war sie nie zu uns gekommen. Sie erschien mit Tränen in den Augen und sagte, sie nehme an unserm Ergehen den größten Anteil; sie drückte ihr Mitgefühl aus über den Verlust, der uns betroffen habe, und über die

ärmliche Lage, in der wir uns befänden, und fügte hinzu, der Vater sei selbst schuld daran: er habe über seine Mittel gelebt, zu hoch hinaus gewollt und zu sehr auf seine Kraft vertraut. Sie äußerte den Wunsch, uns näherzutreten, und machte den Vorschlag, wir wollten beiderseits die vorgekommenen Mißhelligkeiten vergessen; und als meine Mutter erklärte, sie habe nie eine feindliche Gesinnung gegen sie gehegt, da vergoß sie Tränen, führte meine Mutter in die Kirche und bestellte eine Seelenmesse für den lieben, guten Verstorbenen (so drückte sie sich in bezug auf den Vater aus). Hierauf versöhnte sie sich mit meiner Mutter feierlich.

Nach langen Einleitungen und Vorreden, in denen Anna Fjodorowna in grellen Farben unsere kümmerliche, hoffnungslose Lage, unsere Vereinsamung und Hilflosigkeit geschildert hatte, lud sie uns ein, wie sie sich selbst ausdrückte, ihr Haus als Asyl zu benutzen. Meine Mutter dankte ihr, konnte sich aber lange Zeit nicht entschließen; da jedoch nichts anderes zu machen war und wir uns nicht anders zu helfen wußten, so erklärte sie ihr schließlich, daß wir ihren Vorschlag mit Dank annähmen. Als wenn es heute wäre, erinnere ich mich an den Vormittag, an dem wir von der Petersburgskaja nach der Wassili-Insel umzogen. Es war ein heller, trockener, kalter Herbstmorgen. Meine Mutter weinte; mir war sehr traurig zumute; ich fühlte eine solche Beklemmung in der Brust; eine unerklärliche, furchtbare Angst preßte mir das Herz zusammen ... Es war eine schwere Zeit . . . . . .
. . . . . .

II

Anfangs, solange wir, das heißt meine Mutter und ich, uns in unserer neuen Wohnung noch nicht eingelebt hatten, fühlten wir uns beide etwas ängstlich und fremd bei Anna Fjodorowna. Diese wohnte in einem eigenen Haus in der sechsten Linie. Das ganze Haus enthielt nur fünf ordentliche Zimmer. In dreien davon wohnte Anna Fjodorowna mit meiner Kusine Sascha, einer vater- und mutterlosen Waise, die bei ihr aufwuchs. Dann wohnten in einem andern Zimmer wir, und endlich das fünfte, neben dem unsrigen gelegene Zimmer hatte ein armer Student namens Pokrowski inne, der es von Anna Fjodorowna gemietet hatte. Diese lebte sehr gut, üppiger, als man von vornherein hätte erwarten können; aber ihre Einnahmen waren rätselhaft, ebenso wie ihre Beschäftigung. Sie hatte immer viel zu tun und war immer stark in Anspruch genommen; mehrere Male täglich fuhr und ging sie aus; aber was sie eigentlich tat und worin ihre Geschäfte bestanden, das konnte ich absolut nicht erraten. Sie hatte eine ausgedehnte, buntscheckige Bekanntschaft. Fortwährend bekam sie Besuche von Gott weiß was für Leuten, immer in Geschäften und nur auf einen Augenblick. Meine Mutter führte mich immer in unser Zimmer, sobald die Türklingel ertönte. Anna Fjodorowna war deswegen auf meine Mutter sehr böse und sagte fortwährend, wir seien gar zu stolz, stolzer, als es sich für uns schicke; ja, und wenn wir noch einen Grund hätten, stolz zu sein! Ganze Stunden lang konnte sie solche Reden führen. Ich verstand damals diese Vorwürfe des Stolzes nicht, ebenso wie ich auch jetzt erst verstanden habe oder wenigstens ahne, warum meiner Mutter der Ent-

schluß, bei Anna Fjodorowna zu wohnen, so schwer geworden war. Anna Fjodorowna war ein böses Weib; sie peinigte uns unaufhörlich. Warum sie uns eigentlich zu sich eingeladen hatte, das ist mir bis auf den heutigen Tag ein Geheimnis. Anfänglich war sie gegen uns ziemlich freundlich; aber dann zeigte sie in vollem Umfange ihren wirklichen Charakter, da sie sah, daß wir vollständig hilflos waren und nirgends anderswohin gehen konnten. In der Folgezeit wurde sie gegen mich sehr freundlich und verstieg sich sogar zu plumpen Schmeicheleien; aber in der ersten Zeit hatte ich ebenso wie meine Mutter viel zu leiden. Alle Augenblicke machte sie uns Vorwürfe; sie redete immer nur von ihren Wohltaten. Fremden Leuten stellte sie uns als ihre armen, hilflosen Verwandten vor, eine Witwe und Waise, denen sie aus Barmherzigkeit und christlicher Liebe ein Obdach gewähre. Bei Tisch verfolgte sie jeden Bissen, den wir aßen, mit den Augen, und wenn wir nicht aßen, so war es auch wieder nicht recht, und sie erging sich in häßlichen Redensarten: wir seien mäklig; wir möchten vorliebnehmen; was sie habe, gebe sie gern; ob wir denn selbst Besseres hätten. Auf meinen Vater schimpfte sie fortwährend; sie sagte, er habe etwas Besseres sein wollen als andere Leute, aber es sei ihm arg mißlungen; er habe seine Frau und seine Tochter an den Bettelstab gebracht, und wenn sich nicht eine wohltätige Verwandte, eine mitleidige christliche Seele, gefunden hätte, dann müßten die beiden vielleicht auf der Straße Hungers sterben. Was redete sie nicht alles zusammen! Ihr zuzuhören war noch widerwärtiger als kränkend. Meine Mutter weinte alle Augenblicke; mit ihrer Gesundheit wurde es von einem Tag zum andern schlechter; sie

schwand sichtlich dahin; aber dabei arbeiteten wir beide vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein, indem wir auf Bestellung stickten. Allerdings mißfiel dies Anna Fjodorowna sehr; sie sagte fortwährend, sie habe kein Modegeschäft in ihrem Hause. Aber wir mußten uns doch kleiden; wir mußten doch für unvorhergesehene Ausgaben etwas zurücklegen; wir mußten unbedingt ein bißchen eigenes Geld besitzen. Wir sparten für alle Fälle, in der Hoffnung, es werde uns mit der Zeit möglich sein, anderswohin zu ziehen. Aber meine Mutter ruinierte durch die Arbeit den letzten Rest ihrer Gesundheit: sie wurde mit jedem Tag schwächer. Die Krankheit nagte offenbar wie ein Wurm an ihrem Leben und brachte sie dem Grabe näher. Ich sah alles, fühlte alles und litt darunter; alles das vollzog sich vor meinen Augen!

Ein Tag verging nach dem andern, und jeder war dem vorhergehenden ähnlich. Wir lebten so still, als ob wir gar nicht in einer Stadt wären. Anna Fjodorowna beruhigte sich allmählich, in dem Maße, wie sie sich selbst ihrer unumschränkten Gewalt über uns bewußt wurde. Übrigens fiel es niemals einem von uns ein, ihr zu widersprechen. In unserem Zimmer waren wir von dem ihrigen durch den Flur getrennt; neben uns wohnte, wie schon erwähnt, Pokrowski. Er unterrichtete Sascha im Französischen und Deutschen, in der Geschichte und Geographie, ›in allen Wissenschaften‹, wie Anna Fjodorowna sagte, und erhielt dafür von ihr Wohnung und Beköstigung. Sascha besaß eine sehr gute Auffassungsgabe, war aber mutwillig und unartig; sie war damals ungefähr dreizehn Jahre alt. Anna Fjodorowna sprach sich meiner Mutter gegenüber dahin aus, es würde ganz gut

sein, wenn ich an dem Unterricht teilnähme, da ich in der Pension den Kursus nicht beendet hätte. Meine Mutter stimmte ihr freudig zu, und ich wurde ein ganzes Jahr lang von Pokrowski mit Sascha zusammen unterrichtet.

Pokrowski war ein armer, sehr armer junger Mensch; seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, regelrecht zu studieren, und er wurde bei uns nur so gewohnheitsmäßig Student genannt. Er lebte bescheiden, still und friedlich, so daß er von unserem Zimmer aus kaum je zu hören war. Sein Äußeres war recht sonderbar: er ging so ungeschickt, verbeugte sich so ungeschickt und redete so wunderlich, daß ich ihn am Anfang nicht ansehen konnte, ohne zu lachen. Sascha spielte ihm fortwährend Possen, besonders wenn er uns Stunde gab. Er aber war obendrein auch noch reizbar, ärgerte sich unaufhörlich, kam bei jeder Kleinigkeit außer sich, schrie uns an, beklagte sich über uns und ging oft, ohne die Stunde zu Ende zu geben, zornig weg in sein Zimmer. Dort aber saß er oft tagelang hinter den Büchern. Er besaß viele Bücher, und zwar lauter teure, seltene. Er gab noch an einigen anderen Stellen Unterricht und erhielt dafür ein mäßiges Honorar; sowie er aber etwas Geld hatte, ging er sogleich hin und kaufte sich Bücher.

Mit der Zeit lernte ich ihn besser und näher kennen. Er war der gutherzigste, achtenswerteste, beste Mensch von allen, die ich bis dahin kennengelernt hatte. Meine Mutter schätzte ihn sehr hoch. Später wurde er mein bester Freund, selbstverständlich nach meiner Mutter.

Anfangs nahm ich, obwohl ich schon ein so großes Mädchen war, an Saschas Streichen teil, und wir zer-

brachen uns manchmal stundenlang die Köpfe darüber, wie wir ihn reizen und dahin bringen könnten, die Geduld zu verlieren. Er machte einen furchtbar komischen Eindruck, wenn er sich ärgerte, und wir amüsierten uns darüber gewaltig. (Ich schäme mich noch bei der Erinnerung daran.) Einmal hatten wir ihn durch irgendwelche Unart bis zu Tränen gereizt, und ich hörte deutlich, wie er vor sich hin flüsterte: »Diese bösen Kinder!« Ich wurde sofort ganz betroffen; ich schämte mich und empfand Schmerz, und er tat mir leid. Ich erinnere mich, daß ich bis über die Ohren rot wurde und ihn beinah mit Tränen in den Augen bat, sich zu beruhigen und sich nicht durch unsere dummen Streiche beleidigt zu fühlen; aber er klappte das Buch zu, gab die Stunde nicht bis zu Ende und ging auf sein Zimmer. Den ganzen Tag quälte mich die Reue. Der Gedanke, daß wir Kinder ihn durch unsere Grausamkeit zum Weinen gebracht hatten, war mir unerträglich. Also darauf hatten wir es angelegt gehabt, daß er weinen sollte! Also das hatten wir gewollt; also es war uns gelungen, ihn dahin zu bringen, daß er den letzten Rest von Geduld verlor; also wir hatten den armen, unglücklichen Menschen mit Gewalt gezwungen, sich seines traurigen Schicksals von neuem bewußt zu werden! Ich konnte vor Ärger, vor Betrübnis und vor Reue die ganze Nacht nicht schlafen. Man sagt, die Reue erleichtere das Herz — das Gegenteil ist richtig. Ich weiß nicht, wie es zuging, daß sich in meinen Kummer auch ein gewisses Ehrgefühl mischte. Ich wollte, daß er mich nicht für ein Kind halten möchte. Ich war damals schon fünfzehn Jahre alt.

Von diesem Tage an mühte ich meine Denkkraft

damit ab, tausend Pläne zu entwerfen, wie ich wohl Pokrowski dazu veranlassen könnte, seine Meinung über mich zu ändern. Aber ich war oft schüchtern und zaghaft; in der Wirklichkeit konnte ich mich zu keinem energischen Schritt entschließen und beschränkte mich lediglich auf Träumereien (und was waren das für wunderliche Träumereien!). Ich hörte nur auf, mit Sascha mutwillige Streiche zu verüben, und er hörte auf, sich über uns zu ärgern. Aber für mein Ehrgefühl war das zu wenig.

Jetzt will ich ein paar Worte über den seltsamsten, merkwürdigsten, bemitleidenswertesten Menschen sagen, der mir jemals im Leben begegnet ist. Ich rede jetzt, gerade an dieser Stelle meiner Aufzeichnungen, von ihm, weil ich ihn bis zu dieser Epoche fast gar nicht beachtet hatte, jetzt aber alles, was Pokrowski betraf, mir auf einmal interessant wurde.

Bei uns im Hause erschien manchmal ein schlecht und unsauber gekleideter, kleiner, grauhaariger, unbeholfener, ungeschickter alter Mann, kurz, ein unglaublich sonderbares Individuum. Beim ersten Blick auf ihn konnte man glauben, daß er sich über irgend etwas schäme, sich seiner selbst schäme. Infolgedessen krümmte er sich ganz zusammen und schnitt eigentümliche Gesichter; seine Manieren und Gebärden waren von der Art, daß man beinah glauben konnte, er habe nicht seinen Verstand. Wenn er zu uns kam, stellte er sich gewöhnlich auf dem Flur vor die Glastür und wagte nicht, in die Wohnung hereinzukommen. Ging dann einer von uns zufällig vorbei (ich oder Sascha oder ein Dienstbote, den er sich geneigt wußte), so begann er sogleich zu gestikulieren, winkte ihn zu sich, machte allerlei Zeichen, und erst wenn

man ihm zunickte und ihn rief (das verabredete Zeichen, daß kein Fremder in der Wohnung sei und er, wenn er wolle, hereinkommen könne), erst dann öffnete der Alte die Tür, lächelte erfreut, rieb sich die Hände vor Vergnügen und ging auf den Fußspitzen geradeswegs nach Pokrowskis Zimmer. Er war sein Vater.

Später erfuhr ich Genaueres über die Lebensgeschichte dieses armen alten Mannes. Er war einmal irgendwo Beamter gewesen, hatte aber nicht die geringsten Fähigkeiten besessen und daher nur eine ganz niedrige, unbedeutende Stellung innegehabt. Als seine erste Frau, die Mutter des Studenten Pokrowski, gestorben war, hatte er sich beikommen lassen, zum zweitenmal zu heiraten, und zwar eine Kleinbürgerin. Die zweite Frau rief im Hause eine vollständige Umwälzung hervor; sie ließ niemanden ruhig leben, sondern führte über alle ein scharfes Regiment. Der Student Pokrowski war damals noch ein Kind von etwa zehn Jahren. Die Stiefmutter haßte ihn. Aber das Schicksal wollte dem kleinen Pokrowski wohl. Der Gutsbesitzer Bykow, der den Beamten Pokrowski kannte und früher einmal sein Wohltäter gewesen war, nahm den Knaben unter seinen Schutz und brachte ihn in eine Elementarschule. Er interessierte sich für ihn deswegen, weil er seine verstorbene Mutter gekannt hatte, die noch als Mädchen von Anna Fjodorowna Wohltaten empfangen hatte und von ihr an den Beamten Pokrowski verheiratet worden war. Herr Bykow, ein Freund und naher Bekannter von Anna Fjodorowna, hatte, von Großmut getrieben, der Braut eine Mitgift von fünftausend Rubeln gegeben. Wo dieses Geld geblieben war, wußte man nicht. So

erzählte mir das alles Anna Fjodorowna; der Student Pokrowski selbst sprach niemals gern von seinen Familienverhältnissen. Es hieß, seine Mutter sei sehr schön gewesen, und es kommt mir sonderbar vor, daß sie eine so schlechte Partie gemacht und einen so unbedeutenden Menschen geheiratet hat. Sie starb schon früh, etwa vier Jahre nach ihrer Verheiratung.

Aus der Elementarschule ging der junge Pokrowski auf das Gymnasium über und dann auf die Universität. Herr Bykow, der sehr oft nach Petersburg kam, blieb auch weiter sein Gönner. Wegen seiner schwachen Gesundheit konnte Pokrowski sein Studium auf der Universität nicht fortsetzen. Herr Bykow machte ihn mit Anna Fjodorowna bekannt, empfahl ihn ihr selbst, und auf diese Weise wurde der junge Pokrowski zu freier Station aufgenommen mit der Verpflichtung, Sascha in allen erforderlichen Gegenständen zu unterrichten.

Der alte Pokrowski aber ergab sich aus Kummer über die harte Behandlung von seiten seiner Frau dem schlimmsten Laster und war fast immer betrunken. Seine Frau schlug ihn, ließ ihn nur in der Küche wohnen und brachte es dahin, daß er sich schließlich an die Schläge und die schlechte Behandlung gewöhnte und sich nicht beklagte. Er war noch gar nicht so alt, war aber infolge seiner üblen Neigungen geistig schwach geworden. Das einzige Anzeichen edler menschlicher Empfindung war seine grenzenlose Liebe zu seinem Sohn. Es hieß, daß der junge Pokrowski seiner verstorbenen Mutter ähnlich sei wie ein Ei dem andern. Ob die Erinnerung an die frühere gute Frau in dem Herzen des heruntergekommenen alten Mannes eine so innige Liebe zu ihm erzeugte? Der

Alte mochte überhaupt von nichts anderem mehr sprechen als von seinem Sohn und besuchte ihn regelmäßig zweimal in der Woche. Noch häufiger zu kommen wagte er nicht, weil der junge Pokrowski diese väterlichen Besuche nicht leiden konnte. Von allen seinen Fehlern war unstreitig der größte und schlimmste der Mangel an Achtung vor seinem Vater. Übrigens war auch der Alte manchmal das unerträglichste Wesen, das man sich nur denken kann. Erstens war er furchtbar neugierig; zweitens störte er durch seine ganz unnützen, unverständigen Gespräche und Fragen den Sohn alle Augenblicke beim Studieren, und endlich erschien er mitunter in betrunkenem Zustand. Der Sohn gewöhnte dem Vater die Trunksucht, die Neugier und die stete Schwatzhaftigkeit mit der Zeit einigermaßen ab und brachte es schließlich dahin, daß dieser in allen Stücken auf ihn wie ein Orakel hörte und ohne seine Erlaubnis nicht den Mund aufzumachen wagte.

Der arme Alte konnte seinen Peter gar nicht genug bewundern, sich gar nicht genug über ihn freuen. Wenn er ihn besuchte, machte er fast immer ein schüchternes, ängstliches Gesicht, wahrscheinlich weil er sich nicht sicher war, wie ihn der Sohn aufnehmen werde; gewöhnlich konnte er sich lange nicht entschließen, in dessen Zimmer hineinzugehen, und wenn ich zufällig da war, so fragte er mich manchmal zwanzig Minuten lang aus, wie es seinem Peter gehe, ob er gesund sei, in welcher Stimmung er sich befinde, ob er sich mit etwas Wichtigem beschäftige, was er eigentlich treibe: ob er etwas schreibe oder irgendwelche Überlegungen anstelle. Und wenn ich ihn dann hinreichend ermutigt und beruhigt hatte, so entschloß sich

der alte Mann schließlich dazu, hineinzugehen, öffnete ganz leise, ganz behutsam die Tür, schob zuerst nur den Kopf hinein, und wenn er sah, daß der Sohn nicht ärgerlich wurde und ihm zunickte, so trat er sachte ins Zimmer hinein, zog seinen Mantel aus, nahm seinen Hut ab (dieser Hut war stets verbeult und hatte Löcher; auch war die Krempe teilweise losgerissen) und hängte beides an einen Haken; all das tat er ganz leise, unhörbar. Dann setzte er sich irgendwo vorsichtig auf einen Stuhl, verwandte kein Auge von seinem Sohn und verfolgte alle Bewegungen desselben, um seine Stimmung zu erraten. War der Sohn nicht gut gelaunt und bemerkte der Alte das, so stand er sofort wieder auf und erklärte: »Ich bin bloß so hergekommen, lieber Peter, bloß auf ein Augenblickchen. Siehst du, ich habe einen weiten Weg gemacht, und da kam ich hier vorbei und trat ein, um mich zu erholen.« Und dann nahm er ohne ein weiteres Wort demütig seinen Mantel und seinen Hut, machte wieder ganz leise die Tür auf und ging weg, wobei er sich zu einem Lächeln zwang, um das aufquellende Leid im Herzen niederzuhalten und es seinem Sohn nicht zu zeigen.

Aber andernfalls, wenn der Sohn den Vater gut aufnahm, dann wußte sich der Alte vor Freude gar nicht zu lassen. Sein Gesicht strahlte nur so vor Vergnügen, und diese Empfindung kam auch in all seinen Gesten und Bewegungen zum Ausdruck. Wenn der Sohn zu ihm sprach, erhob sich der Alte immer ein wenig von seinem Stuhl, antwortete leise und untertänig, fast ehrfurchtsvoll, und gab sich immer Mühe, die gewähltesten, das heißt die lächerlichsten Ausdrücke zu gebrauchen. Aber die Gabe des Wortes war ihm

nicht verliehen: er war immer verwirrt und verlegen, so daß er nicht wußte, wo er seine Hände und sich selbst lassen sollte, und flüsterte dann noch eine ganze Weile Wiederholungen der Antwort vor sich hin, wie wenn er das Gesagte nachträglich verbessern wollte. Wenn es ihm aber einmal gelungen war, gut zu antworten, dann suchte er unwillkürlich sein Äußeres zu verschönern, zog sich die Weste, die Krawatte und den Frack zurecht und verlieh seinem Gesicht einen besonders würdevollen Ausdruck. Mitunter aber wurde er so mutig und ging in seiner Kühnheit so weit, daß er leise von seinem Stuhl aufstand, an das Bücherregal herantrat, irgendein Buch herausnahm und sogar darin zu lesen anfing, ohne Rücksicht auf den Inhalt. Alles dies tat er mit geheucheltem Gleichmut, als dürfe er immer so mit den Büchern seines Sohnes schalten und walten und als sei dessen Freundlichkeit gegen ihn nichts Ungewöhnliches. Aber ich hatte einmal Gelegenheit zu sehen, wie der Ärmste erschrak, als Peter ihn ersuchte, die Bücher nicht zu berühren. Er wurde verlegen, stellte in der Hast das Buch mit dem Kopf nach unten wieder hinein, wollte dann den Fehler verbessern, drehte es um und stellte es mit dem Schnitt nach außen; er lächelte, errötete und wußte nicht, wie er sein Vergehen wieder gutmachen sollte. Der Sohn entwöhnte durch seine Ratschläge den Alten allmählich von seinen üblen Neigungen, und wenn er ihn dreimal hintereinander in nüchternem Zustand gesehen hatte, so gab er ihm beim nächsten Besuch zum Abschied einen Viertelrubel, einen halben Rubel oder auch noch mehr. Manchmal kaufte er ihm ein Paar Stiefel, eine Krawatte oder eine Weste. Der Alte war dann in seinem neuen

Kleidungsstück so stolz wie ein Hahn. Manchmal kam er auch zu uns mit heran. Er brachte mir und Sascha Pfefferkuchenhähne und Äpfel mit und redete mit uns fortwährend von seinem Peter. Er bat uns, aufmerksam zuzuhören und fleißig zu lernen, und sagte, Peter sei ein guter Sohn, ein musterhafter Sohn und obendrein ein gelehrter Sohn. Dabei blinzelte er uns mitunter mit dem linken Auge in einer so komischen Weise an und schnitt eine so amüsante Grimasse, daß wir uns nicht beherrschen konnten und herzlich über ihn lachten. Mama hatte ihn sehr gern. Aber der Alte haßte Anna Fjodorowna, obwohl er ihr gegenüber keinen Ton sagte und die größte Demut zeigte.

Ich hörte bald wieder auf, mich von Pokrowski unterrichten zu lassen. Er hielt mich wie früher für ein Kind, für ein unartiges Mädchen und stellte mich mit Sascha auf dieselbe Stufe. Das war mir sehr kränkend, da ich mir doch die größte Mühe gegeben hatte, mein früheres Benehmen wieder gutzumachen. Aber er beachtete mich gar nicht. Das kränkte mich immer mehr. Ich sprach fast nie außerhalb des Unterrichts mit Pokrowski; ich bekam es nicht fertig. Ich wurde rot und verlegen und weinte dann vor Ärger in irgendeinem Winkel.

Ich weiß nicht, wie das geendet hätte, wenn nicht ein sonderbares Begebnis zu einer Annäherung zwischen uns geführt hätte. Eines Abends, als meine Mutter bei Anna Fjodorowna saß, ging ich leise in Pokrowskis Zimmer. Ich wußte nicht, daß er nicht zu Hause war, und kann wirklich nicht sagen, wie ich auf den Einfall kam, zu ihm zu gehen. Bis dahin hatte ich noch nie einen Blick in sein Zimmer hineingeworfen, ob-

gleich wir schon länger als ein Jahr nebeneinander gewohnt hatten. Das Herz klopfte mir so stark, daß es mir vorkam, als wolle es mir aus der Brust herausspringen. Ich blickte mit einer besonderen Art von Neugier um mich. Pokrowskis Zimmer war sehr ärmlich möbliert, und es herrschte darin wenig Ordnung. Auf dem Tisch und den Stühlen lagen Papiere. Überall Bücher und Papiere! Es überkam mich ein sonderbarer Gedanke, und zugleich bemächtigte sich meiner ein unangenehmes Gefühl des Ärgers. Es schien mir, daß meine Freundschaft, mein liebendes Herz für ihn wenig Wert hätten. Er war gelehrt; ich aber war dumm und wußte nichts und hatte nichts gelesen, kein einziges Buch. Voll Neid blickte ich auf die langen Regale, die beinah unter der Last der Bücher brachen. Ein Gefühl des Ärgers und des Kummers, eine Art Wut befiel mich. Es ergriff mich das Verlangen, alle seine Bücher zu lesen, alle ohne Ausnahme, und zwar so schnell wie möglich, und ich beschloß, dies sofort zur Ausführung zu bringen. Ich weiß nicht, vielleicht dachte ich, wenn ich alles lernte, was er wüßte, würde ich seiner Freundschaft würdiger sein. Schnell trat ich an das erste Regal heran. Ohne zu denken, ohne zu zaudern zog ich den ersten besten verstaubten alten Band heraus, der mir in die Hände kam, und errötend und erblassend, zitternd vor Aufregung und Furcht, trug ich das gestohlene Buch nach unserem Zimmer, um es in der Nacht beim Schein der Nachtlampe, wenn meine Mutter schliefe, zu lesen.

Aber wie groß war mein Verdruß, als ich nach der Rückkehr in unser Zimmer eilig das Buch aufschlug und sah, daß es ein altes, halbvermodertes, ganz von

Würmern zerfressenes lateinisches Werk war. Ohne Zeit zu verlieren, ging ich wieder zurück. Aber eben wollte ich das Buch wieder auf das Regal stellen, da hörte ich auf dem Flur Geräusch und nahe Schritte. Ich beeilte mich aufs äußerste; aber das schändliche Buch war so fest in die Reihe hineingepreßt gewesen, daß, als ich dieses eine herausgezogen hatte, alle übrigen sich von selbst ausgedehnt hatten und nun eine so kompakte Masse bildeten, daß für ihren früheren Genossen kein Raum mehr blieb. Das Buch hineinzuzwängen, dazu fehlte es mir an Kraft. Indessen drängte ich die Bücher so stark, wie ich nur irgend konnte, zur Seite. Da zerbrach auf einmal der verrostete Nagel, an dem das Regal befestigt war und der anscheinend absichtlich auf diesen Augenblick gewartet hatte, um zu zerbrechen. Das Regal sank mit der einen Seite nach unten. Die Bücher fielen mit Geräusch auf den Fußboden. Die Tür ging auf, und Pokrowski trat ins Zimmer.

Ich muß bemerken, daß er es nicht leiden konnte, wenn jemand in seinem Herrschaftsbereich sich zu tun machte. Und wehe dem, der sich an seinen Büchern vergriffen hätte! Man denke sich meine Angst, als die Bücher, große und kleine, von jedem Format und von jeder Stärke, von dem Regal fielen, umherflogen, unter den Tisch und unter die Stühle kollerten und im ganzen Zimmer verstreut lagen. Ich wollte davonlaufen; aber es war schon zu spät. ›Nun ist alles aus‹, dachte ich, ›nun ist alles aus! Ich bin verloren! Ich bin unartig und ungezogen wie ein zehnjähriges Kind; ich bin ein dummes kleines Ding! Ich bin furchtbar albern!‹ Pokrowski wurde schrecklich böse. »Nun, das fehlte nur noch!« rief er. »Schämen Sie sich denn

nicht, solche dummen Streiche zu begehen? Werden Sie denn nie zu Verstand kommen?« Er machte sich selbst eilig daran, die Bücher aufzusammeln. Ich bückte mich, um ihm zu helfen. »Das ist nicht nötig, das ist nicht nötig«, rief er. »Sie hätten besser getan, nicht dahin zu gehen, wohin Sie nicht gerufen waren!« Indes schien ihn mein demütiger Versuch, ihm behilflich zu sein, doch ein wenig zu besänftigen, und sich des Rechtes bedienend, das er noch unlängst als mein Lehrer gehabt hatte, fuhr er in dem früheren erzieherischen Ton etwas leiser fort: »Nun, wann werden Sie denn ein gesetztes Wesen annehmen und überlegen, was Sie tun? Sehen Sie sich doch nur selbst an; Sie sind ja kein Kind mehr, kein kleines Mädchen; Sie sind ja doch schon fünfzehn Jahre!« Bei diesen Worten sah er mich an, wahrscheinlich um festzustellen, ob es auch seine Richtigkeit damit habe, daß ich kein kleines Mädchen mehr sei, und wurde bis über die Ohren rot. Ich begriff den Grund nicht; ich stand vor ihm und blickte ihn voller Erstaunen groß an. Er richtete sich auf, trat in großer Verwirrung auf mich zu, wurde furchtbar verlegen, sagte ein paar Worte, in denen er sich anscheinend entschuldigte, vielleicht deswegen, weil er jetzt eben erst bemerkt habe, daß ich schon ein so großes Mädchen sei. Endlich begriff ich. Ich erinnere mich nicht, was damals mit mir vorging; ich wurde verlegen, verlor die Fassung, errötete noch mehr als Pokrowski, bedeckte das Gesicht mit den Händen und lief aus dem Zimmer.

Ich wußte nicht, was ich nun tun und wo ich vor Scham bleiben sollte. Schon allein, daß er mich in seinem Zimmer gefunden hatte! Ganze drei Tage lang

konnte ich ihn nicht ansehen. Ich errötete so, daß mir die Tränen in die Augen traten. Die schrecklichsten Gedanken, die lächerlichsten Gedanken gingen mir durch den Kopf. Einer von ihnen, der verrückteste, war folgender: Ich wollte zu ihm gehen, ihm alles erklären und bekennen, ihm offen alles erzählen und ihn überzeugen, daß ich nicht wie ein dummes kleines Mädchen, sondern in guter Absicht gehandelt hätte. Ich stand schon auf dem Sprung, zu ihm zu gehen; aber zum Glück reichte mein Mut dazu nicht hin. Ich male mir jetzt aus, was ich damit angerichtet hätte! Auch jetzt macht mich die bloße Erinnerung an alle diese Dinge schamrot.

Einige Tage darauf erkrankte meine Mutter plötzlich gefährlich. Nachdem sie zwei Tage lang das Bett nicht hatte verlassen können, bekam sie in der dritten Nacht heftiges Fieber und fing an zu phantasieren. Ich hatte schon eine Nacht über ihrer Pflege nicht geschlafen, sondern an ihrem Bett gesessen, ihr zu trinken gegeben und ihr zu den vorgeschriebenen Stunden die Arznei gereicht. Nun in der zweiten Nacht war meine Kraft vollständig erschöpft. Zeitweilig überkam mich der Schlaf; es wurde mir grün vor den Augen; der Kopf wurde mir schwindlig, und ich war jeden Augenblick nahe daran, vor Ermüdung umzufallen; aber das schwache Stöhnen der Mutter weckte mich wieder, ich fuhr zusammen und wurde für einen Augenblick munter; aber dann überwältigte mich die Schläfrigkeit von neuem. Es war ein qualvoller Zustand. Ich weiß nicht, ich kann mich nicht erinnern, aber ein schrecklicher Traum, eine furchtbare Vision suchte in dem peinlichen Augenblick, wo Schlaf und Wachen miteinander kämpften, meinen

übermäßig angestrengten Kopf heim. Erschrocken wachte ich auf. Im Zimmer war es dunkel; das Nachtlicht war im Erlöschen: bald übergossen Lichtstreifen das ganze Zimmer, bald huschten sie flüchtig über die Wand hin, bald verschwanden sie vollständig. Mir wurde aus unklarem Grund ängstlich zumute; eine Furcht befiel mich; meine Einbildungskraft war durch den schrecklichen Traum erregt; der Gram preßte mir das Herz zusammen. Ich sprang vom Stuhl auf und stieß in einer qualvoll bedrückenden Empfindung unwillkürlich einen Schrei aus. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und Pokrowski trat zu uns ins Zimmer.

Ich erinnere mich nur, daß ich in seinen Armen wieder zum Bewußtsein kam. Er setzte mich behutsam auf einen Lehnstuhl, reichte mir ein Glas Wasser und überschüttete mich mit Fragen. Ich weiß nicht mehr, was ich ihm antwortete. »Sie sind krank, Sie sind selbst sehr krank«, sagte er, indem er mich bei der Hand ergriff; »Sie haben Fieber, Sie richten sich zugrunde, Sie schonen Ihre Gesundheit nicht; ruhen Sie sich aus, legen Sie sich hin, schlafen Sie! Ich werde Sie in zwei Stunden wecken; ruhen Sie sich ein wenig aus! Legen Sie sich hin, legen Sie sich hin!« fuhr er fort, ohne daß er mich auch nur ein Wort der Erwiderung hätte sagen lassen.

Die Müdigkeit benahm mir die letzte Kraft; meine Augen schlossen sich vor Schwäche. Ich legte mich in den Lehnstuhl zurück mit dem Vorsatz, nur eine halbe Stunde zu schlafen, und schlief bis zum andern Morgen. Pokrowski hatte mich erst zu der Zeit geweckt, als meiner Mutter die Arznei gereicht werden mußte.

Im Laufe des nächsten Tages erholte ich mich ein wenig und schickte mich dann am Abend wieder an, im Lehnstuhl am Bett meiner Mutter zu sitzen, fest entschlossen, diesmal nicht einzuschlafen; da klopfte um elf Uhr Pokrowski an unser Zimmer. Ich öffnete. »Es muß Ihnen langweilig sein, so allein zu sitzen«, sagte er zu mir; »hier ist ein Buch für Sie; nehmen Sie es; dann werden Sie sich doch nicht so langweilen.« Ich nahm es; ich erinnere mich nicht, was es für ein Buch war; ich habe damals kaum hineingesehen, obgleich ich die ganze Nacht nicht schlief. Eine seltsame innere Aufregung ließ mich nicht schlafen; ich konnte nicht ruhig auf einem Fleck bleiben; mehrere Male stand ich von dem Lehnstuhl auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Eine Art von innerer Zufriedenheit durchströmte mein ganzes Wesen. Ich freute mich so über Pokrowskis Aufmerksamkeit. Ich war stolz darauf, daß er sich um mich beunruhigt und für mich gesorgt hatte. Die ganze Nacht verbrachte ich in Gedanken und Träumereien. Pokrowski kam nicht mehr wieder; ich wußte, daß er nicht mehr wiederkommen würde, und suchte zu erraten, was der nächste Abend bringen werde.

Am folgenden Abend, als sich alle im Hause bereits hingelegt hatten, öffnete Pokrowski seine Tür und begann, auf der Schwelle seines Zimmers stehend, ein Gespräch mit mir. Ich erinnere mich jetzt an kein einziges Wort mehr von alledem, was wir damals zueinander sagten; ich erinnere mich nur, daß ich verlegen war, in Verwirrung geriet, mich über mich selbst ärgerte und ungeduldig auf das Ende des Gespräches wartete, obgleich ich es selbst mit aller Kraft meiner Seele ersehnt, den ganzen Tag über davon

geträumt und mir Fragen und Antworten zurechtgelegt hatte. An diesem Abend knüpften sich die ersten Bande unserer Freundschaft. Während der ganzen Dauer der Krankheit meiner Mutter brachten wir jede Nacht einige Stunden zusammen zu. Ich überwand allmählich meine Schüchternheit, obgleich ich nach jedem unserer Gespräche immer noch Anlaß fand, mich über mich selbst zu ärgern. Übrigens sah ich mit geheimer Freude und stolzer Befriedigung, daß er um meinetwillen seine abscheulichen Bücher vergaß. Zufällig kam einmal das Gespräch im Scherz darauf, wie sie vom Regal heruntergefallen waren. Es war ein eigentümlicher Augenblick; ich war, glaube ich, gar zu aufrichtig und offenherzig; eine seltsame Glut und Begeisterung riß mich hin, und ich gestand ihm alles: daß ich hatte lernen und etwas wissen wollen, daß ich mich darüber geärgert hatte, für ein kleines Mädchen, für ein Kind gehalten zu werden. Ich wiederhole, daß ich mich in einer eigentümlichen Gemütsstimmung befand; das Herz war mir weich, die Tränen standen mir in den Augen; ich verbarg nichts; ich erzählte alles, alles: von meiner freundschaftlichen Gesinnung gegen ihn, von meinem Wunsch, ihn zu lieben, mit ihm in herzlichem Einvernehmen zu leben, ihn zu erheitern, zu beruhigen. Er sah mich mit einem seltsamen Blick von Verwirrung und Erstaunen an und sagte kein Wort zu mir. Ein schrecklicher Schmerz, eine tiefe Traurigkeit ergriff mich plötzlich. Es schien mir, als verstehe er mich nicht, als mache er sich vielleicht über mich lustig. Ich fing auf einmal an zu weinen wie ein Kind; ich schluchzte und konnte mich gar nicht beherrschen; es war, als ob ich einen Weinkrampf hätte. Er ergriff meine Hände,

küßte sie, drückte sie an seine Brust, redete mir freundlich zu und tröstete mich; er war tief ergriffen; ich erinnere mich nicht, was er zu mir sagte; ich weiß nur noch, daß ich weinte und lachte und wieder weinte und errötete und vor Freude kein Wort herausbringen konnte. Indes bemerkte ich trotz meiner Aufregung, daß bei Pokrowski doch eine gewisse Verwirrung und Befangenheit zurückgeblieben war. Er schien sich über meine Begeisterung, über mein Entzücken, über meine so plötzliche, glühende, flammende Freundschaft doch höchlichst zu wundern. Vielleicht war ihm das alles anfangs lediglich interessant gewesen; aber in der Folge schwand seine Unschlüssigkeit, und er nahm meine Anhänglichkeit, meine freundlichen Worte, meine Aufmerksamkeit mit dem gleichen schlichten, aufrichtigen Gefühl auf, erwiderte alles mit der gleichen Aufmerksamkeit und benahm sich so freundlich und liebreich gegen mich wie ein wahrer Freund, wie ein leiblicher Bruder. Mir war so warm, so wohl ums Herz. Ich verbarg und verheimlichte ihm nichts; er sah das alles und schloß sich mit jedem Tag enger an mich an.

Ich erinnere mich wirklich nicht, wovon wir miteinander in diesen qualvollen und zugleich wonnevollen Stunden unseres Zusammenseins in der Nacht bei dem zitternden Schein des Lämpchens vor dem Heiligenbild und fast dicht am Bett meiner armen kranken Mutter gesprochen haben. Von allem, was uns in den Sinn kam, was aus dem Herzen hervorbrach, was ausgesprochen zu werden verlangte — und wir fühlten uns fast glücklich. Ach, es war eine traurige und zugleich frohe Zeit, beides zugleich, und auch jetzt macht mich die Erinnerung daran traurig und froh.

Erinnerungen, mögen sie nun freudiger oder trüber Art sein, haben immer etwas Qualvolles; wenigstens ist das bei mir der Fall; aber auch in der Qual liegt eine gewisse Wonne. Und wenn einem das Herz bedrückt, krank und traurig ist, dann erfrischen und beleben die Erinnerungen es wieder, so wie Tautropfen an einem feuchten Abend nach einem heißen Tag eine arme, verschmachtete, von der Glut des Tages welk gewordene Blume erfrischen und beleben.

Meine Mutter war schon in der Genesung begriffen; aber ich saß immer noch nachts an ihrem Bett. Pokrowski gab mir häufig Bücher; ich las sie anfangs nur, um nicht einzuschlafen; dann aber aufmerksamer, dann mit einer wahren Gier; unendlich viel Neues, bisher Ungeahntes, Unbekanntes tat sich auf einmal vor meinem geistigen Blicke auf. Ein Strom neuer Gedanken, neuer Empfindungen drang plötzlich auf mein Herz ein. Und je mehr Aufregung, Unruhe und Mühe mich die Aufnahme der neuen Eindrücke kostete, um so lieber waren sie mir, um so wonniger erschütterten sie meine ganze Seele. Sie drängten sich mit einem Male, plötzlich in mein Herz hinein und ließen es nicht mehr zur Ruhe kommen. Das seltsame Chaos, das so entstand, versetzte mein ganzes Wesen in Aufregung. Aber diese geistige Vergewaltigung konnte meinen Geist nicht ganz zerrütten. Dazu war ich zu schwärmerisch; das rettete mich.

Als die Krankheit meiner Mutter vorüber war, hörten unsere abendlichen Zusammenkünfte und langen Gespräche auf; nur manchmal gelang es uns, ein paar meist gleichgültige, unbedeutende Worte zu wechseln; aber es machte mir Freude, jedem solchen Worte eine besondere Bedeutung, einen besonderen, versteckten

Sinn zu verleihen. Mein Leben war von einem Inhalt erfüllt; ich war glücklich; es war eine ruhige, stille Glücksempfindung. So vergingen mehrere Wochen.

Einmal kam der alte Pokrowski zu uns herein. Er plauderte lange mit uns und zeigte sich ungewöhnlich heiter, munter und gesprächig; er lachte und machte auf seine Art Witze; schließlich löste er uns das Rätsel seines Entzückens und teilte uns mit, gerade in einer Woche sei der Geburtstag seines lieben Peter; aus diesem Anlaß werde er unter allen Umständen zu seinem Sohn kommen; er werde seine neue Weste anziehen, und seine Frau habe versprochen, ihm ein Paar neue Stiefel zu kaufen. Kurz, der Alte war ganz selig und schwatzte alles mögliche, was ihm in den Sinn kam.

Sein Geburtstag! Dieser Geburtstag ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe. Ich nahm mir fest vor, Pokrowski einen Beweis meiner Freundschaft zu geben und ihm etwas zu schenken. Aber was? Schließlich verfiel ich darauf, ihm Bücher zu schenken. Ich wußte, daß er gern eine vollständige Sammlung der Werke Puschkins in der letzten Ausgabe gehabt hätte, und beschloß, ihm einen solchen Puschkin zu kaufen. Ich besaß dreißig Rubel eigenes Geld, das ich mir durch Handarbeiten verdient hatte; dieses Geld hatte ich zu einem neuen Kleid beiseite gelegt. Sogleich schickte ich unsere Köchin, die alte Matrona, hin, um zu fragen, was ein ganzer Puschkin koste. O weh! Der Preis aller elf Bände, mit Einband, betrug mindestens sechzig Rubel. Wo sollte ich das Geld hernehmen? Ich überlegte und überlegte und wußte nicht, wofür ich mich entscheiden sollte. Die Mutter bitten, das wollte

ich nicht. Allerdings hätte die Mutter mir sicher geholfen; aber dann hätten alle im Hause von unserem Geschenk erfahren, und überdies wäre das Geschenk dann zu einer Erkenntlichkeit geworden, zu einer Bezahlung für die Mühe, die Pokrowski ein ganzes Jahr lang mit mir gehabt hatte. Ich wollte es ihm für mich allein schenken, ohne Wissen der andern. Für die Mühe aber, die er sich mit mir gegeben hatte, wollte ich ihm lebenslänglich dankbar sein ohne irgendwelche Bezahlung neben meiner Freundschaft. Endlich fand ich einen Weg, um aus dieser Schwierigkeit herauszukommen.

Ich wußte, daß man bei den Antiquaren im Kaufhofe ein Buch, das oft nur wenig gebraucht und fast ganz neu war, manchmal für den halben Preis kaufen konnte, wenn man nur tüchtig handelte. Ich nahm mir vor, jedenfalls nach dem Kaufhof hinzugehen. Und es traf sich günstig: gleich am folgenden Tag bedurften sowohl wir als auch Anna Fjodorowna etwas, was eingeholt werden mußte. Meine Mutter war nicht ganz wohl, und Anna Fjodorowna war glücklicherweise gerade zu faul, um selbst zu gehen; so wurde denn ich beauftragt, alles zu besorgen, und machte mich mit Matrona auf den Weg.

Zum Glück fand ich sehr bald einen Puschkin, und in sehr hübschem Einband. Ich begann um ihn zu handeln. Zuerst forderte der Händler mehr, als das Werk in der Buchhandlung neu kostete; aber dann brachte ich, allerdings nicht ohne Mühe, ihn durch mehrmaliges Hinausgehen dazu, abzulassen und seine Forderung auf fünfunddreißig Rubel zu ermäßigen. Welches Vergnügen es mir machte, so abzuhandeln! Die arme Matrona begriff gar nicht, was mit mir vorgegangen

war und warum ich so viele Bücher kaufen wollte. Aber o Schrecken! Mein ganzes Kapital betrug nur dreißig Rubel, und der Antiquar weigerte sich, noch mehr abzulassen. Schließlich legte ich mich aufs Bitten und bat so lange, bis ich ihn endlich erweichte. Er ließ noch etwas ab, aber nur zwei und einen halben Rubel, und schwur, das tue er nur mir zuliebe, weil ich ein so nettes Fräulein sei; einem andern hätte er unter keinen Umständen so viel abgelassen. Es fehlten mir noch zwei und ein halber Rubel! Ich war nahe daran, vor Verdruß in Tränen auszubrechen. Aber ein ganz unerwarteter Umstand half mir in meinem Kummer.

Nicht weit von mir erblickte ich an einem andern Tisch mit Büchern den alten Pokrowski. Um ihn drängten sich vier oder fünf Händler und machten ihn vollständig wirr und fassungslos. Jeder von ihnen bot ihm seine Ware an, und was empfahlen sie ihm nicht alles, und was wollte er nicht alles kaufen! Der arme Alte stand ganz verstört mitten unter ihnen da und wußte nicht, was er von den ihm angebotenen Büchern nehmen sollte. Ich trat zu ihm und fragte ihn, was er hier mache. Der Alte freute sich sehr, mich zu sehen; er liebte mich außerordentlich, vielleicht nicht weniger als seinen Peter. »Ich möchte ein paar Bücher kaufen, Warwara Alexejewna«, antwortete er mir; »ich möchte für Peter ein paar Bücher kaufen. Es ist doch bald sein Geburtstag, und er hat die Bücher so gern, und da möchte ich ein paar für ihn kaufen.« Der Alte drückte sich immer in einer komischen Weise aus, und jetzt befand er sich obendrein in der schrecklichsten Verlegenheit. Wenn er nach dem Preise eines Buches fragte, hieß es immer: »Vier Ru-

bel« oder »Sieben Rubel« oder »Zehn Rubel«; bei den großen Büchern fragte er schon gar nicht mehr nach dem Preise, sondern sah sie nur begehrlich an, blätterte ein bißchen darin, drehte sie in den Händen herum und stellte sie wieder auf ihren Platz. »Nein, nein, das ist zu teuer«, sagte er halblaut; »aber vielleicht etwas von diesen hier«, und mit diesen Worten fing er an, unter allerlei dünneren Heften (es waren Liederbücher, Kalender und dergleichen) herumzusuchen; diese waren alle sehr billig. »Aber warum wollen Sie denn so etwas kaufen?« fragte ich ihn, »das ist ja doch lauter wertloses Zeug!« — »Ach nein«, antwortete er, »nein; sehen Sie nur, was das hier für hübsche Büchelchen sind, sehr, sehr hübsche Büchelchen!« Die letzten Worte sagte er in so kläglichem, langgezogenem, singendem Ton, daß ich glaubte, er werde im nächsten Augenblick losweinen vor Verdruß über den hohen Preis guter Bücher, und es werde gleich ein Tränchen von seinen bleichen Backen auf seine rote Nase tropfen. Ich fragte ihn, ob er denn viel Geld habe. Der arme Kerl zog sein ganzes Geld heraus, das in ein schmutziges Stück Zeitungspapier gewikkelt war, und zeigte es mir: es waren ungefähr drei Rubel. Ich zog ihn sogleich zu meinem Antiquar hin. »Diese ganzen elf Bände hier«, sagte ich, »kosten nur zweiunddreißig und einen halben Rubel; ich besitze dreißig Rubel; legen Sie zwei und einen halben zu, und wir kaufen alle diese Bücher und schenken sie ihm gemeinsam.« Der Alte wurde ganz sinnlos vor Freude, schüttete all sein Geld hin, und der Antiquar lud ihm die ganze Bibliothek, die nun uns gehörte, auf. Mein alter Freund steckte sich alle Taschen voll Bücher, nahm die übrigen teils unter die Achseln teils

auf die Arme und trug alles zu sich nach Hause, nachdem er mir sein Wort darauf gegeben hatte, sie alle am nächsten Tag heimlich zu mir zu bringen.

Am folgenden Tag kam der Alte zu seinem Sohn und saß wie gewöhnlich ein Stündchen bei ihm; dann kam er zu uns herein und setzte sich mit einer höchst komischen, geheimnisvollen Miene zu mir. Indem er sich lächelnd die Hände rieb in dem stolzen Bewußtsein, ein Geheimnis zu haben, teilte er mir mit, er habe die Bücher alle, ohne daß es jemand gemerkt hätte, zu uns in die Wohnung gebracht, und sie ständen in der Küche in einer Ecke unter Matronas Obhut. Dann ging das Gespräch naturgemäß auf den erwarteten Festtag über, und nun verbreitete sich der Alte ausführlich darüber, wie wir das Geschenk überreichen müßten; aber je tiefer er auf diesen Gegenstand einging und je mehr er darüber sprach, um so deutlicher wurde es mir, daß er etwas auf dem Herzen hatte, was er nicht imstande war, nicht wagte, ja sogar sich fürchtete, offen auszusprechen. Ich wartete und schwieg. Die geheime Freude und Glückseligkeit, die ich bis dahin leicht aus seinen sonderbaren Gebärden, aus seinem Grimassenschneiden und aus dem Zwinkern mit dem linken Auge erkannt hatte, war nun verschwunden. Er wurde mit jedem Augenblick unruhiger und trübber; endlich konnte er sich nicht mehr halten.

»Hören Sie«, begann er halblaut in schüchternem Ton, »hören Sie, Warwara Alexejewna, ... wissen Sie was, Warwara Alexejewna?...« Der Alte war schrecklich verlegen. »Sehen Sie, wenn nun sein Geburtstag da ist, nehmen Sie dann doch, bitte, zehn Bände und schenken Sie sie ihm selbst, das heißt von sich aus, von Ihrer Seite; und ich werde dann bloß den

elften Band nehmen und ihn ihm ebenfalls von mir aus schenken, das heißt speziell von meiner Seite. Auf diese Art, sehen Sie, werden sowohl Sie etwas zu schenken haben, als auch werde ich etwas zu schenken haben; wir werden beide etwas zu schenken haben.« Hier geriet der Alte in Verwirrung und verstummte. Ich sah ihn an; er wartete in ängstlicher Spannung auf meine Entscheidung.

»Aber warum wollen Sie denn nicht, daß wir zusammen schenken, Sachar Petrowitsch?«

»Einen Grund habe ich eigentlich nicht, Warwara Alexejewna, einen Grund habe ich eigentlich nicht; ich meine nur ... hm ...«, kurz, der Alte war höchst verlegen, wurde rot, verwickelte sich in seinen Redewendungen und konnte nicht vom Fleck kommen.

»Sehen Sie«, begann er endlich seine Erklärung, »ich extravagiere manchmal, Warwara Alexejewna ... das heißt, ich will Ihnen gestehen, daß ich fast immer extravagiere, daß ich immer extravagiere ... ich tue, was nicht gut ist ... das heißt, wissen Sie, manchmal ist draußen eine solche Kälte, oder es kommen einem manchmal auch so allerlei Unannehmlichkeiten vor, oder es ist einem traurig ums Herz, oder es passiert irgend etwas Schlechtes, na, da kann ich mich dann manchmal nicht beherrschen und extravagiere und trinke manchmal ein Gläschen zuviel. Peter kann das gar nicht leiden. Sehen Sie, Warwara Alexejewna, er wird dann böse und schilt mich und macht mir moralische Vorhaltungen. Da möchte ich ihm nun jetzt durch mein Geschenk beweisen, daß ich mich bessere und anfange, mich gut zu führen. Ich möchte ihm zeigen, daß ich gespart habe, um das Buch zu kaufen, lange gespart habe; denn ich habe fast nie Geld, außer

wenn mir Peter gelegentlich etwas gibt. Das weiß er. Also wird er sehen, wie ich mein Geld verwende, und wird erkennen, daß ich das alles nur aus Liebe zu ihm tue.«

Der alte Mann tat mir furchtbar leid. Ich überlegte nicht lange. Er blickte mich voller Unruhe an.

»Hören Sie mal, Sachar Petrowitsch«, sagte ich, »schenken Sie sie ihm doch alle!«

»Wie meinen Sie das? Alle Bände?«

»Nun ja, alle Bände.«

»Und von mir aus?«

»Jawohl, von Ihnen aus.«

»Nur von mir aus? Das heißt als mein eigenes Geschenk?«

»Nun ja, als Ihr eigenes Geschenk.« Ich glaube, ich drückte mich sehr deutlich aus; aber der Alte konnte mich sehr lange nicht verstehen.

»Na ja«, sagte er nach längerem Nachdenken, »ja. Das wird sehr gut sein; das würde recht gut sein; aber wie ist es dann mit Ihnen, Warwara Alexejewna?«

»Nun, ich werde eben nichts schenken.«

»Wie«, rief der Alte, beinah erschrocken, »also Sie werden Peter nichts schenken? Also Sie wollen ihm nichts schenken?« Der Alte hatte einen ordentlichen Schreck bekommen; ich glaube, er war in diesem Augenblick nahe daran, meinen Vorschlag nun doch abzulehnen, damit auch ich seinem Sohn etwas schenken könnte. Er hatte ein gutes Herz, dieser alte Mann! Ich setzte ihm auseinander, daß ich mich allerdings freuen würde, etwas zu schenken, ihm aber das Vergnügen nicht nehmen wolle. »Wenn Ihr Sohn zufrieden sein wird«, fügte ich hinzu, »und Sie sich freuen

werden, dann werde auch ich mich freuen; denn im geheimen, in meinem Herzen, werde ich die Empfindung haben, als ob ich wirklich mitgeschenkt hätte.« Damit beruhigte sich der Alte vollständig. Er blieb noch zwei Stunden bei uns, konnte aber die ganze Zeit über nicht auf einem Fleck still sitzen, tollte lärmend mit Sascha umher, küßte mich heimlich, kniff mich in den Arm und schnitt verstohlen hinter Anna Fjodorowna Grimassen. Anna Fjodorowna jagte ihn schließlich aus dem Hause hinaus. Kurz, der Alte war vor Entzücken dermaßen außer Rand und Band, wie er es vielleicht noch nie in seinem Leben gewesen war.

An dem feierlichen Tag erschien er Punkt elf Uhr unmittelbar nach der Messe, im anständig geflickten Frack und wirklich mit einer neuen Weste und mit neuen Stiefeln. Auf jedem Arm hatte er ein Paket Bücher. Wir saßen gerade alle bei Anna Fjodorowna in der guten Stube und tranken Kaffee (es war ein Sonntag). Der Alte fing, glaube ich, damit an, daß Puschkin ein sehr guter Dichter gewesen sei; dann kam er von diesem Gedanken ab und ging plötzlich zu etwas anderem über: man müsse sich gut führen, und wenn der Mensch sich nicht gut führe, so bedeute das, daß er extravagiere; durch schlechte Neigungen werde der Mensch verdorben und zugrunde gerichtet. Er zählte sogar einige Beispiele verhängnisvoller Unenthaltsamkeit auf und schloß mit der Bemerkung, er habe sich seit einiger Zeit völlig gebessert und führe sich jetzt gut, ja musterhaft. Er habe auch früher schon die Richtigkeit der Ermahnungen seines Sohnes empfunden; das habe er alles schon längst empfunden und sich ins Herz geprägt; aber jetzt habe er angefangen, auch tatsächlich enthaltsam zu leben.

Zum Beweis dessen schenke er ihm diese Bücher, die er für das im Laufe langer Zeit zusammengesparte Geld gekauft habe.

Ich konnte mich, als ich den armen Alten so reden hörte, der Tränen und des Lachens nicht enthalten; er verstand also doch auch zu lügen, wo es nötig war! Die Bücher wurden in Pokrowskis Zimmer getragen und auf dem Regal aufgestellt. Pokrowski hatte sofort die Wahrheit erraten. Der Alte wurde zum Mittagessen eingeladen. An diesem Tage waren wir alle überaus vergnügt. Nach Tische spielten wir Pfänderspiele und Karten; Sascha war sehr mutwillig und ausgelassen, und ich blieb nicht hinter ihr zurück. Pokrowski benahm sich gegen mich sehr aufmerksam und suchte immer eine Gelegenheit, mit mir allein zu sprechen; aber ich ließ es nicht dazu kommen. Das war der schönste Tag in diesen ganzen vier Jahren meines Lebens.

Jetzt aber kommen lauter traurige, schmerzliche Erinnerungen; es beginnt die Geschichte meiner trüben Tage. Vielleicht ist das der Grund, weshalb meine Feder sich langsamer zu bewegen beginnt und sich gewissermaßen weigert weiterzuschreiben. Das ist auch vielleicht der Grund, weshalb ich mit solcher Wonne und Liebe mir die geringsten Einzelheiten meines unbedeutenden Lebens und Treibens in meinen glücklichen Tagen ins Gedächtnis zurückgerufen habe. Diese Tage waren so kurz; auf sie folgte Leid, bittres Leid, und wann dieses aufhören wird, das weiß nur Gott allein.

Mein Unglück begann damit, daß Pokrowski krank wurde und starb.

Er erkrankte zwei Monate nach den letzten Ereignissen, die ich hier geschildert habe. In diesen zwei Mo-

naten war er unermüdlich bemüht, sich Existenzmittel zu beschaffen; denn bisher hatte er noch keine gesicherte Stellung gehabt. Wie alle Schwindsüchtigen hielt auch er bis zum letzten Augenblick an der Hoffnung fest, daß er noch sehr lange leben werde. Er konnte irgendwo eine Stelle als Lehrer bekommen; aber gegen diesen Beruf hatte er einen Widerwillen. In den Staatsdienst zu treten, war ihm wegen seiner Kränklichkeit nicht möglich. Außerdem hätte er gar zu lange warten müssen, bis er das erste feste Gehalt bekommen hätte. Kurz, Pokrowski sah überall nur Mißerfolge, und das verbitterte ihn. Seine Gesundheit war zerrüttet; aber er bemerkte das nicht. Es kam der Herbst. Jeden Tag ging er in seinem leichten Mäntelchen aus, um in seiner Angelegenheit tätig zu sein, um durch Bitten und Flehen irgendwo eine Stelle zu erlangen, ein Bemühen, das ihm eine seelische Qual war. Er bekam dabei nasse Füße, wurde vom Regen durchweicht und mußte sich schließlich ins Bett legen, von dem er nicht wieder aufstand. Er starb im Spätherbst, Ende Oktober.

Während der ganzen Dauer seiner Krankheit verließ ich sein Zimmer fast gar nicht; ich pflegte und wartete ihn. Oft schlief ich die ganze Nacht nicht. Er war nur selten bei Besinnung; häufig phantasierte er; er redete Gott weiß wovon, von seiner Stelle, von seinen Büchern, von mir, von seinem Vater, und da hörte ich vieles von seinen Verhältnissen, was ich vorher nicht gewußt und wovon ich keine Ahnung gehabt hatte. In der ersten Zeit der Krankheit sahen mich die Unsrigen alle mit etwas sonderbaren Blicken an, und Anna Fjodorowna schüttelte den Kopf. Aber ich sah allen frei in die Augen, und sie tadelten mich nicht

mehr wegen meiner Teilnahme für Pokrowski, wenigstens tat es meine Mutter nicht.

Manchmal erkannte mich Pokrowski; aber das war doch nur selten. Er war fast die ganze Zeit über ohne Bewußtsein. Zuweilen sprach er die ganzen Nächte über zu jemand, lange, lange Zeit, mit undeutlichen, unverständlichen Worten, und seine heisere Stimme klang in seinem engen Zimmer so dumpf wie in einem Sarge; dann bekam ich Angst. Besonders in der letzten Nacht war er wie ein Rasender. Er litt und quälte sich entsetzlich; sein Stöhnen zerriß mir das Herz. Alle im Hause waren erschrocken. Anna Fjodorowna betete fortwährend, Gott möge ihn doch recht bald zu sich nehmen. Der Arzt wurde gerufen. Er sagte, der Kranke werde am Vormittag sicher sterben.

Der alte Pokrowski verbrachte die ganze Nacht auf dem Flur, dicht bei der Tür zum Zimmer seines Sohnes; dort hatte man ihm eine Matte hingebreitet. Er kam alle Augenblicke ins Zimmer herein; er bot einen schrecklichen Anblick. Er war vom Kummer so niedergebeugt, daß es den Eindruck machte, als sei er ganz ohne Empfindung und ohne Gedanken. Sein Kopf wakkelte vor Angst hin und her. Er selbst zitterte am ganzen Leibe und flüsterte immer etwas vor sich hin und redete mit sich selbst. Ich glaubte, er werde vor Gram den Verstand verlieren.

Vor Tagesanbruch war der Alte, von dem Seelenschmerz ermüdet, auf seiner Matte in einen todesähnlichen Schlaf gesunken. Zwischen sieben und acht Uhr begann der Sohn zu sterben; ich weckte den Vater. Pokrowski war bei vollem Bewußtsein und nahm von uns allen Abschied. Wunderbar: ich konnte nicht weinen, aber das Herz wollte mir in Stücke brechen.

Aber die größte Qual und Pein für mich waren seine letzten Augenblicke. Er bat mit seiner schon ungelenken Zunge lange, lange Zeit um etwas, und ich konnte aus seinen Worten gar nicht klug werden. Mein Herz zog sich vor Schmerz zusammen. Eine ganze Stunde lang war er unruhig, härmte sich um irgend etwas, bemühte sich, mit seinen erkaltenden Händen ein Zeichen zu machen, und begann dann wieder mit dumpfer, heiserer Stimme kläglich zu bitten; aber seine Worte waren nur unzusammenhängende Laute, und ich konnte sie wieder nicht verstehen. Ich führte die Unsrigen einen nach dem andern zu ihm, reichte ihm zu trinken; aber er schüttelte immer traurig den Kopf. Endlich verstand ich, was er wollte. Er bat, daß das Rouleau in die Höhe gezogen und die Fensterläden geöffnet werden möchten. Er wollte gewiß zum letzten Male den Tag, Gottes Licht, die Sonne sehen. Ich zog das Rouleau auf; aber der anbrechende Tag war trüb und traurig wie das erlöschende Leben des armen Sterbenden. Die Sonne schien nicht; Wolken hielten den Himmel mit einer Nebeldecke verhüllt; es war ein feuchtes, mürrisches, trübseliges Wetter. Ein feiner Regen schlug gegen die Scheiben und floß in Streifen kalten, schmutzigen Wassers an ihnen herab; alles war trüb und dunkel. Nur matt drang das blasse Tageslicht ins Zimmer und überwand kaum das zitternde Licht des Lämpchens, das vor dem Heiligenbild brannte. Der Sterbende sah mich tieftraurig an und schüttelte den Kopf. Eine Minute darauf starb er.

Für die Beerdigung sorgte Anna Fjodorowna selbst. Es wurde ein ganz einfacher Sarg gekauft und ein Arbeitswagen gemietet. Zur Deckung der Unkosten belegte Anna Fjodorowna alle Bücher und sonstigen Sa-

chen des Verstorbenen mit Beschlag. Der Alte stritt mit ihr, machte Lärm, nahm ihr die Bücher, so viele er nur konnte, weg, stopfte sich mit ihnen alle seine Taschen voll, legte sie in seinen Hut und wohin er sonst noch konnte, schleppte sich mit ihnen die ganzen drei Tage lang herum und trennte sich selbst da nicht von ihnen, als wir in die Kirche gehen mußten. Alle diese Tage über war er wie besinnungslos, wie betäubt und machte sich mit einer seltsamen Geschäftigkeit immer um den Sarg zu schaffen; bald schob er das Stirnband der Leiche zurecht, bald zündete er die Kerzen an oder nahm sie weg. Man sah, daß seine Gedanken bei nichts ordentlich haften bleiben konnten. Weder meine Mutter noch Anna Fjodorowna waren in der Kirche beim Totenamt anwesend. Meine Mutter war krank; Anna Fjodorowna aber hatte sich schon vollständig zurechtgemacht, zankte sich dann jedoch mit dem alten Pokrowski so heftig, daß sie zu Hause blieb. So waren denn nur ich und der alte Mann dabei. Während der kirchlichen Feier überkam mich eine schreckliche Angst, wie eine Ahnung dessen, was mir die Zukunft bringen sollte. Ich konnte mich in der Kirche kaum auf den Beinen halten. Endlich wurde der Sarg geschlossen, zugenagelt, auf den Arbeitswagen gestellt und fortgefahren. Ich begleitete ihn nur bis zur nächsten Straßenecke. Der Kutscher fuhr im Trab. Der Alte lief hinter dem Wagen her und weinte laut; infolge des Laufens klang sein Weinen zitternd und wurde oft unterbrochen. Der Arme verlor seinen Hut, blieb aber nicht stehen, um ihn aufzuheben. Sein Kopf wurde naß vom Regen; ein häßlicher Wind erhob sich; sein kalter Hauch schnitt einem ins Gesicht. Der Alte schien das Unwetter gar nicht zu spüren und lief weinend immer von einer

Seite des Wagens zur anderen hinüber. Die Schöße seines alten Rockes flatterten im Winde wie Flügel. Aus allen Taschen sahen Bücher heraus; in den Händen hatte er ein sehr großes Buch, das er fest umklammert hielt. Die Vorübergehenden nahmen die Mützen ab und bekreuzigten sich. Manche blieben stehen und blickten erstaunt nach dem armen Alten hin. Alle Augenblicke fielen ihm Bücher aus den Taschen in den Schmutz. Die Leute hielten ihn an und machten ihn auf den Verlust aufmerksam; dann hob er sie auf und lief wieder weiter, um den Sarg einzuholen. An der Ecke der Straße schloß sich ihm eine alte Bettlerin an, um ebenfalls den Sarg zu begleiten. Endlich bog der Wagen um eine Ecke und entschwand meinen Augen. Ich ging nach Hause und warf mich in furchtbarem Gram an die Brust meiner Mutter. Ich preßte sie fest in meine Arme, küßte sie, brach in einen Strom von Tränen aus und schmiegte mich angstvoll an sie, als ob ich das letzte Wesen, das mich liebte, in meinen Armen festhalten und dem Tode nicht hingeben wollte... Aber der Tod schwebte schon über meiner armen Mutter. . . . . .

. . . . . .

Den 11. Juni.

Wie dankbar bin ich Ihnen für den gestrigen Spaziergang nach den Inseln, Makar Alexejewitsch! Wie frisch und schön es da war und was für ein herrliches Grün! Ich hatte so lange nichts Grünes gesehen; als ich krank war, glaubte ich immer, ich müßte sterben, mein Tod sei sicher; da können Sie sich selbst sagen, was ich gestern empfinden und fühlen mußte! Seien Sie mir nicht böse deswegen, weil ich gestern so trau-

rig war; ich fühlte mich sehr wohl und leicht; aber gerade in meinen glücklichsten Augenblicken werde ich seltsamerweise immer traurig. Und daß ich weinte, das hat weiter nichts zu bedeuten; ich weiß selbst nicht, warum ich immer weine. Meine Nerven befinden sich in einem Zustand schmerzhafter Reizbarkeit; meine Empfindungen haben etwas Krankhaftes. Der wolkenlose, blasse Himmel, der Sonnenuntergang, die Abendstille, alles das ... ich weiß nicht, wie es zuging ... aber ich befand mich gestern in der Stimmung, alle äußeren Einwirkungen wie etwas Drückendes, Qualvolles zu empfinden, so daß mir das Herz übervoll wurde und meine Seele nach Tränen verlangte. Aber warum schreibe ich Ihnen das alles? Es ist schwer, sich selbst über all so etwas klarzuwerden, und noch schwerer, es einem andern klarzumachen. Aber vielleicht verstehen Sie mich doch! – Traurigkeit und Lachen zu gleicher Zeit! Wie gut Sie doch sind, Makar Alexejewitsch! Gestern blickten Sie mir so viel in die Augen, um in ihnen meine Empfindungen zu lesen, und waren entzückt über mein Entzücken. Ein Strauch, eine Allee, ein Wasserstreifen – auf alles machten Sie mich aufmerksam und standen ganz stolz vor mir und sahen mir immer in die Augen, als ob Sie mir Ihre eigenen Besitzungen zeigten. Das beweist, daß Sie ein gutes Herz haben, Makar Alexejewitsch. Und eben deswegen liebe ich Sie. Nun leben Sie wohl! Ich bin heute wieder krank: ich habe mir gestern nasse Füße geholt und mich infolgedessen erkältet. Fedora ist ebenfalls krank, so daß wir jetzt beide herumlaborieren. Vergessen Sie mich nicht, und besuchen Sie mich recht oft!

Ihre

W. D.

Den 12. Juni.

Mein Täubchen, liebe Warwara Alexejewna!

Ich hatte geglaubt, liebes Kind, Sie würden mir den ganzen gestrigen Spaziergang in richtigen Versen beschreiben, und da bekomme ich von Ihnen nur ein einziges einfaches Blättchen! Indes muß ich sagen: Sie haben mir auf Ihrem Blättchen zwar nur wenig geschrieben, aber dafür alles sehr schön und hübsch geschildert. Die Natur und die verschiedenen Landschaftsbilder und alles übrige, was Sie da von den Gefühlen sagen — kurz, das haben Sie alles sehr gut beschrieben. Sehen Sie, ich meinerseits habe dazu kein Talent. Und wenn ich zehn Seiten vollschmiere, so kommt doch nichts Vernünftiges dabei heraus, keine ordentliche Schilderung. Ich habe es schon probiert. — Sie haben mir gesagt und geschrieben, meine Beste, daß ich ein guter, sanftmütiger Mensch sei, unfähig, dem Nächsten Schaden zuzufügen, und voll Verständnis für die Güte Gottes, die sich in der Natur offenbart, und haben mir noch manche andere derartige Lobsprüche erteilt. Das ist alles wahr, liebes Kind, das ist alles die volle Wahrheit; ich bin wirklich so beschaffen, wie Sie es sagen, und weiß das selbst; aber wenn man so etwas liest, wie Sie es da schreiben, dann wird einem unwillkürlich das Herz gerührt; nachher jedoch kommen einem allerlei schmerzliche Gedanken. Hören Sie nun einmal zu, liebes Kind; ich will Ihnen etwas erzählen, meine Beste.

Ich beginne damit, daß ich erst siebzehn Jahre alt war, als ich in den Dienst trat, und jetzt bald eine dreißigjährige Dienstzeit hinter mir habe. Na, was ist da viel zu sagen: ich habe eine ziemliche Anzahl von Uniformröcken abgetragen, bin ein Mann geworden,

bin zu Verstand gekommen und habe die Menschen kennengelernt; ich habe, das kann ich sagen, ich habe auf der Welt so gelebt, daß meine Vorgesetzten mich sogar einmal für das Verdienstkreuz vorschlagen wollten. Sie glauben das vielleicht nicht; aber ich lüge Ihnen wirklich nichts vor. Es kam jedoch nicht dazu; es fanden sich schlechte Menschen, die es hintertrieben. Aber soviel kann ich Ihnen sagen, meine Beste: Wenn ich auch ein ungebildeter Mensch, vielleicht auch ein dummer Mensch bin, so habe ich doch geradeso ein Herz wie jeder andere. Wollen Sie also wissen, liebe Warwara, was so ein schlechter Mensch mir antat? Man schämt sich, es zu sagen, was er getan hat; Sie fragen wohl, weshalb er es getan hat? Deshalb, weil ich ein friedlicher, stiller, gutherziger Mensch bin! Ich war nicht ein Mensch nach ihrem Sinn; darum hackten sie auf mich los. In der ersten Zeit hieß es: »Hören Sie mal, Makar Alexejewitsch, so und so, haben Sie sich da auch nicht versehen?« Dann wurde daraus: »Es wird wohl Makar Alexejewitsch gewesen sein, der es falsch gemacht hat.« Und jetzt ist es schließlich darauf hinausgekommen: »Na, selbstverständlich ist es wieder Makar Alexejewitsch gewesen!« Sehen Sie, liebes Kind, so hat sich die Sache entwickelt; immer ging's über Makar Alexejewitsch her; sie haben es verstanden, mich in unserer ganzen Kanzlei als ungeschickten Menschen in Verruf zu bringen. Und nicht genug damit, daß sie meinen Namen fast zu einer Art von Schimpfwort gemacht haben: auch über meine Stiefel, über meine Uniform, über mein Haar und über meine Figur hielten sie sich auf; alles war nicht nach ihrem Geschmack, alles mußte ganz anders sein! Und das wiederholt sich so schon seit undenklichen Zeiten jeden

Tag, den Gott werden läßt. Ich habe mich daran gewöhnt, weil ich mich an alles gewöhne und weil ich ein friedlicher, unbedeutender Mensch bin; aber ich frage mich doch: womit habe ich das alles verdient? Was habe ich jemandem Böses getan? Habe ich jemandem beim Avancement eine bessere Stelle weggeschnappt? Habe ich jemanden bei den Vorgesetzten angeschwärzt? Habe ich eine besondere Gratifikation für mich erbeten? Sie würden sich versündigen, wenn Sie so etwas von mir auch nur dächten, liebes Kind! Also wie komme ich denn zu all diesen Anfeindungen? Sehen Sie mich doch nur an, meine Beste: besitze ich denn hinreichende Fähigkeiten, um ein Ränkeschmied und Streber zu sein? Also wofür erleide ich all dieses Ungemach? (Gott verzeihe es ihnen!) Sie, meine Teure, halten mich doch für einen ehrenhaften Menschen, und Sie sind unvergleichlich viel besser als alle diese Leute, liebes Kind. Worin besteht die größte bürgerliche Tugend? Jewstafi Iwanowitsch sprach sich neulich in einem Privatgespräch dahin aus: die größte bürgerliche Tugend bestehe darin, daß man verstehe, Geld zu verdienen. Er sagte das im Scherz (ich weiß, daß er es im Scherz sagte); aber es lag darin die Moral, man müsse imstande sein, sich selbst zu unterhalten, und dürfe keinem andern zur Last fallen. Nun, ich falle niemandem zur Last! Ich habe mein eigenes Stück Brot, allerdings nur ein einfaches Stück Brot, das sogar manchmal alt und hart ist; aber ich habe es doch; es ist durch Arbeit erworben und wird in gesetzlich erlaubter, tadelloser Weise verwendet. Was ist zu machen? Ich weiß ja selbst, daß es keine großartige Leistung ist, wenn ich Abschriften mache; aber doch bin ich darauf stolz: ich arbeite und vergieße

meinen Schweiß. Na, was ist denn eigentlich dabei, daß ich Abschriften mache? Ist es etwa eine Sünde, wenn man Abschriften macht? ›Ach‹, heißt es, ›er macht immer nur Abschriften!‹ Aber was ist denn daran unehrenhaft? Meine Handschrift ist deutlich und gut und sieht recht hübsch aus, und Seine Exzellenz sind damit zufrieden; ich schreibe für Seine Exzellenz die wichtigsten Aktenstücke ab. Na, Stil besitze ich nicht; das weiß ich ja selbst, daß ich dieses verdammte Ding nicht besitze; darum bin ich auch im Dienst nicht vorwärtsgekommen, und darum schreibe ich jetzt auch an Sie, meine Beste, ganz einfach, ohne kunstvolle Wendungen, so wie mir jeder Gedanke aus dem Herzen kommt. Ich weiß das alles; aber ich muß doch sagen: Wenn alle Leute nur konzipieren wollten, wer würde denn dann die Abschriften machen? Das ist die Frage, die ich aufwerfe, und ich bitte Sie, sie zu beantworten, liebes Kind. Na, ich bin mir also jetzt bewußt, daß ich notwendig und unentbehrlich bin und daß diejenigen unrecht tun, die einen Menschen durch leeres Geschwätz irremachen wollen. Na, mag ich auch meinetwegen eine Ratte sein, wenn man gefunden zu haben glaubt, daß ich mit diesem Tier Ähnlichkeit habe! Aber diese Ratte ist notwendig; diese Ratte bringt Nutzen; auf die Leistungen dieser Ratte wird Wert gelegt, und diese Ratte wird eine Gratifikation erhalten – sehen Sie, so eine Ratte ist das! – Indessen genug von diesem Gegenstand, meine Beste; ich wollte ja eigentlich gar nicht davon reden, aber ich bin ein bißchen in Hitze geraten. Indessen ist es ganz gut, wenn man von Zeit zu Zeit sich selbst Gerechtigkeit widerfahren läßt. Leben Sie wohl, meine Beste, mein Täubchen, Sie meine gutherzige Trösterin! Ich werde zu Ihnen kom-

men, werde bestimmt zu Ihnen kommen; ich werde Sie besuchen, mein Sternchen. Langweilen Sie sich bis dahin nicht! Ich werde Ihnen ein Buch mitbringen. Na, nun leben Sie wohl, liebe Warwara!

Ihr Freund, der Ihnen von Herzen alles Gute wünscht,
Makar Djewuschkin.

Den 20. Juni.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Ich schreibe Ihnen in großer Eile; denn ich muß eine Arbeit zu einem bestimmten Termin fertigstellen. Hören Sie, um was es sich handelt: Sie können einen guten Kauf machen. Fedora sagt, ein Bekannter von ihr habe einen funkelnagelneuen Uniformrock nebst Beinkleidern, Weste und Mütze zu verkaufen, und zwar, wie es heißt, alles sehr billig; sehen Sie, diese Sachen sollten Sie sich kaufen. Sie sind ja jetzt nicht in Geldnot, sondern haben Geld; Sie sagen ja selbst, daß Sie welches haben. Also bitte, seien Sie nicht geizig; Sie brauchen das ja alles notwendig. Sehen Sie sich nur einmal selbst an, in was für einem alten Anzug Sie herumlaufen; es ist eine Schande! Alles geflickt! Neue Kleider besitzen Sie nicht; das weiß ich, obwohl Sie immer behaupten, Sie hätten welche. Gott weiß, wo Sie sie gelassen haben. Also hören Sie auf mich und kaufen Sie, bitte, die Sachen! Tun Sie es mir zu Gefallen; wenn Sie mich lieben, so kaufen Sie sie!

Sie haben mir Wäsche als Geschenk geschickt; aber hören Sie mal, Makar Alexejewitsch, Sie richten sich ja zugrunde. Es ist kein Spaß, wieviel Sie da für mich ausgegeben haben; das ist ja eine schreckliche Menge Geld! Was sind Sie für ein Verschwender! Ich bedurfte doch nichts; all das war vollkommen unnötig. Ich weiß

und bin überzeugt, daß Sie mich lieben; es ist wirklich überflüssig, daß Sie mich durch Geschenke daran erinnern; mir aber ist es peinlich, sie von Ihnen anzunehmen; ich weiß, wieviel sie Ihnen kosten. Ein für allemal: Lassen Sie es nun genug sein; hören Sie wohl? Ich bitte Sie inständig darum!

Sie bitten mich, Makar Alexejewitsch, Ihnen eine Fortsetzung meiner Aufzeichnungen zu schicken; Sie wünschen, ich möchte diese Aufzeichnungen zu Ende führen. Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, das niederzuschreiben, was ich niedergeschrieben habe! Aber meine Kraft reicht nicht dazu aus, jetzt von meiner Vergangenheit zu sprechen; ich mag nicht einmal an sie denken; diese Erinnerungen ängstigen mich. Von meiner armen Mutter zu reden, die ihr armes Kind diesen Ungeheuern zur Beute zurücklassen mußte, das wäre mir das Allerschrecklichste. Das Herz blutet mir bei der bloßen Erinnerung. Alles dies ist noch gar zu frisch; ich habe noch keine Zeit gehabt, meine Gedanken zu sammeln, geschweige denn mich zu beruhigen, obgleich das alles schon über ein Jahr her ist. Aber Sie wissen ja alles.

Ich habe Ihnen schon von Anna Fjodorownas jetzigen Plänen gesprochen. Sie beschuldigt mich der Undankbarkeit und weist ihrerseits jede Beschuldigung zurück, als hätte sie im Einverständnis mit Herrn Bykow gehandelt! Sie fordert mich auf, zu ihr zurückzukehren; sie sagt, ich sei jetzt geradezu eine Bettlerin und sei auf schlechte Wege geraten. Wenn ich zu ihr zurückkäme, so werde sie es auf sich nehmen, die ganze Sache mit Herrn Bykow in Ordnung zu bringen; sie werde ihn veranlassen, alles, was er mir zuleide getan habe, wieder gutzumachen. Sie sagt, Herr Bykow wolle

mir eine Mitgift geben. Ich will damit nichts zu tun haben. Es geht mir auch hier gut, im Verkehr mit Ihnen, bei meiner guten Fedora, die mich durch ihre Anhänglichkeit an meine selige Kinderfrau erinnert. Sie sind zwar nur ein entfernter Verwandter von mir; aber Sie beschützen mich durch Ihren geachteten Namen. Aber jene Menschen kenne ich nicht; ich werde sie vergessen, wenn ich es vermag. Was wollen sie noch von mir? Fedora sagt, das sei alles nur leeres Geschwätz, und sie würden mich schließlich in Ruhe lassen. Das gebe Gott!

W. D.

Den 21. Juni.

Mein Täubchen, mein liebes Kind!

Ich will Ihnen schreiben; aber ich weiß nicht, womit ich anfangen soll. Es ist doch gar zu seltsam, liebes Kind, daß ich jetzt so mit Ihnen zusammen lebe. Ich sage das in dem Sinne, daß ich meine Tage noch nie so freudvoll verbracht habe. Es ist gerade, als hätte mich der liebe Gott mit einem Häuschen und mit einer Familie gesegnet! Sie sind mein Kindchen, mein allerliebstes Kindchen! Aber was reden Sie da von den vier Hemdchen, die ich Ihnen geschickt habe! Sie hatten sie doch nötig; das hatte ich von Fedora gehört. Mir aber, liebes Kind, ist das eine ganz besondere Freude, Ihnen irgendwelchen Dienst zu erweisen; das macht mich glücklich; also lassen Sie mich nur gewähren, liebes Kind; stören Sie mich darin nicht, und protestieren Sie nicht dagegen! — Ich habe noch nie in dieser Weise gelebt wie jetzt, mein Herzchen. Ich komme jetzt ordentlich mit Menschen in Verkehr. Erstens lebe ich zu zweien, da Sie zu meiner Herzensfreude in mei-

ner nächsten Nähe leben; und zweitens hat mich heute ein anderer Mieter, mein Nachbar Ratasjajew, eben der Beamte, bei dem die literarischen Abendgesellschaften stattfinden, zum Tee eingeladen. Heute findet eine Zusammenkunft statt; es soll etwas Literarisches vorgelesen werden. Sehen Sie, liebes Kind, so lebe ich jetzt, so lebe ich! Na, nun leben Sie wohl! Ich habe das alles ja nur so ohne besondere Absicht geschrieben, bloß um Sie von meinem Wohlergehen zu benachrichtigen. Sie haben mir durch Teresa sagen lassen, mein Herzchen, daß Sie farbige Seide zum Sticken brauchen; ich werde Ihnen welche kaufen, liebes Kind, ich werde Ihnen welche kaufen, ich werde die Seide kaufen. Gleich morgen werde ich die Freude haben, Sie vollständig zufriedenzustellen. Ich weiß auch schon, wo ich sie kaufen werde. Ich selbst aber verbleibe

Ihr aufrichtiger Freund
Makar Djewuschkin.

Den 22. Juni.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ich teile Ihnen mit, meine Beste, daß in unserer Wohnung ein sehr betrübendes Ereignis stattgefunden hat, ein Ereignis, das das tiefste Mitleid erwecken muß! Heute morgen zwischen vier und fünf Uhr ist bei Gorschkows der kleine Knabe gestorben. Ich weiß nicht woran; ob es Scharlach gewesen ist, Gott mag es wissen! Ich machte ihnen einen Besuch. Ach, liebes Kind, wie ärmlich sieht es bei denen aus! Und was herrscht da für eine Unordnung! Es ist ja auch kein Wunder: die ganze Familie wohnt in einem einzigen Zimmer, das nur um des Anstandes willen durch einen kleinen Bettschirm abgeteilt ist. Es steht auch schon ein

kleiner Sarg bei ihnen, ein ganz einfacher, aber recht hübscher kleiner Sarg; sie haben ihn fertig gekauft; der Knabe war etwa neun Jahre alt und soll gute Hoffnungen erweckt haben. Aber es ist ein Jammer, die Leute anzusehen, liebe Warwara! Die Mutter weint nicht, ist aber so furchtbar traurig, die Ärmste. Sie werden es ja jetzt vielleicht etwas leichter haben, da ihnen die Kinderlast um eines verringert ist; aber es sind ihnen noch zwei geblieben, ein Säugling und ein kleines Mädchen; so etwas über sechs Jahre wird sie alt sein. Was muß das auch für ein Schmerz sein, ein Kind leiden zu sehen, und noch dazu ein eigenes Kind, und ihm nicht helfen zu können! Der Vater sitzt in einem alten Frack voller Fettflecke auf einem zerbrochenen Stuhl. Die Tränen laufen ihm über das Gesicht, aber vielleicht nicht einmal vor Gram, sondern nur so gewohnheitsmäßig, denn die Augen triefen ihm immer. Er ist ein so wunderlicher Mensch! Immer errötet er, wenn man mit ihm spricht, wird verlegen und weiß nicht, was er antworten soll. Das kleine Mädchen, das Töchterchen, stand an den Sarg gelehnt da; das arme Ding war so ernst und trübsinnig! Ich mag das nicht, liebe Warwara, wenn ein Kind trübsinnig ist; das ist mir ein schmerzlicher Anblick! Eine Puppe aus Lumpen lag neben ihr auf dem Fußboden; sie spielte nicht damit, sie hatte ein Fingerchen an die Lippen gelegt; so stand sie still da, ohne sich zu rühren. Die Wirtin gab ihr ein Stückchen Zuckerwerk; sie nahm es hin, aß es aber nicht. Das ist traurig, liebe Warwara, nicht wahr?

Makar Djewuschkin.

Den 25. Juni.

Liebster Makar Alexejewitsch! Ich schicke Ihnen Ihr Buch zurück. Das ist ja ein ganz wertloses Ding, das man überhaupt nicht in die Hand nehmen sollte. Wo haben Sie denn diesen Schatz ausgegraben? Ohne Scherz, gefallen Ihnen denn solche Bücher wirklich, Makar Alexejewitsch? Sie versprachen mir doch neulich bestimmt, mir etwas zum Lesen zu verschaffen! Ich werde auch mit Ihnen teilen, wenn Sie wollen. Jetzt aber auf Wiedersehen! Ich habe wirklich keine Zeit mehr zum Schreiben.

W. D.

Den 26. Juni.

Liebe Warwara! Die Sache ist nämlich die, daß ich das Büchelchen tatsächlich nicht gelesen hatte, liebes Kind. Allerdings, ein bißchen habe ich darin gelesen; ich sah, daß es dummes Zeug war, nur so zum Amüsement geschrieben, um die Leute zum Lachen zu bringen; na, dachte ich, es wird wohl wirklich ein lustiges Buch sein; vielleicht gefällt es meiner lieben Warwara; na, und da habe ich es Ihnen ohne weiteres geschickt.

Aber nun hat mir Ratasjajew versprochen, mir etwas wirklich Wertvolles zum Lesen zu geben; na, da werden Sie reichlich mit Büchern versorgt sein, liebes Kind. Ratasjajew ist ein Kenner, ein feiner Kopf; er schreibt selbst; ach, und wie schreibt er! Er führt eine so kühne Feder und hat riesig viel Stil, das heißt, in jedem Worte liegt so etwas drin, in dem unbedeutendsten, gewöhnlichsten, geringsten Wort, wie ich zum Beispiel manchmal etwas zu Faldoni oder zu Teresa sage, auch in so etwas weiß er Stil hineinzulegen. Ich nehme jetzt auch an seinen Abendgesellschaften teil.

Wir rauchen Tabak, und er liest uns vor, manchmal fünf Stunden lang, und wir hören immer zu. Es sind wahre Leckerbissen der Literatur! Etwas ganz Entzükkendes, Blumen, geradezu Blumen; aus jeder Seite könnte man einen Strauß binden! Er ist ein so umgänglicher, gutherziger, freundlicher Mensch. Na, was bin ich ihm gegenüber, ja was? Ein Nichts. Er ist ein Mann von Ruf, und was bin ich? Ich existiere einfach nicht; und doch erweist er mir Wohlwollen. Ich mache ihm manchmal Abschriften. Aber glauben Sie nur ja nicht, liebe Warwara, daß er dabei einen materiellen Vorteil im Auge hätte und mir sein Wohlwollen eben deswegen erwiese, weil ich für ihn Abschriften mache. Schenken Sie solchen Klatschereien keinen Glauben, liebes Kind; schenken Sie diesen häßlichen Klatschereien keinen Glauben! Nein, ich tue das ganz von selbst, aus freien Stücken, um ihm eine Freude zu machen; und wenn er mir sein Wohlwollen erweist, so tut auch er das seinerseits, um mir eine Freude zu machen! Ich weiß das Taktvolle seines Benehmens zu würdigen, liebes Kind. Er ist ein guter, sehr guter Mensch und ein unvergleichlicher Schriftsteller.

Sie ist doch eine schöne Sache, die Literatur, liebe Warwara, eine sehr schöne Sache; das habe ich erst noch vorgestern von denen gehört. Eine tiefe Sache! Sie stärkt den Menschen das Herz und belehrt sie, und noch vieles andere steht darüber in einem Buch geschrieben, das sie da haben. Das ist darin sehr schön auseinandergesetzt. Die Literatur ist ein Gemälde, das heißt in gewissem Sinne ein Gemälde und ein Spiegel; da sind Leidenschaften und treffender Ausdruck und feine Kritik und Anleitung zu erbaulichem Nachdenken; die Literatur ist ein Dokument. Das sind alles

Gedanken, die ich bei denen eingeheimst habe. Ich sage Ihnen offenherzig, liebes Kind: wenn ich da unter ihnen sitze und zuhöre (und wohl auch, ebenso wie sie, meine Pfeife rauche) und wenn sie dann anfangen zu debattieren und über allerlei Gegenstände zu disputieren, dann passe ich schon einfach, liebes Kind; Leutchen wie Sie und ich müssen da reinweg passen. Ich komme mir dann geradezu wie ein dummer Tölpel vor und schäme mich vor mir selbst. Ich suche dann den ganzen Abend über in meinem Gehirnkasten nach, um wenigstens ein kleines Wörtchen zu der gemeinsamen Erörterung des Gegenstandes beizusteuern; aber selbst so ein kleines Wörtchen vermag ich absolut nicht zu finden! Und ich tue mir selbst leid, liebe Warwara, daß ich so gar nichts Ordentliches, nichts Rechtes bin, daß bei mir, wie man sich ausdrückt, der Verstand nicht mit dem Körper mitgewachsen ist. Was tue ich denn jetzt in meiner freien Zeit? Ich schlafe wie ein kompletter Dummkopf. Aber statt zu schlafen, könnte man sich doch auch mit etwas Angenehmem beschäftigen; man könnte sich hinsetzen und etwas schreiben. Davon hätte man selbst Nutzen und andere Leute Vergnügen. Und sehen Sie nur einmal an, liebes Kind, wieviel diese Menschen einnehmen; es ist eine wahre Sünde! Da ist zum Beispiel gleich Ratasjajew — was hat der Mensch für Einnahmen! Einen Bogen vollzuschreiben, das ist für ihn gar nichts, und an manchem Tage hat er schon fünf Stück vollgeschrieben, und für jeden Bogen bekommt er, wie er sagt, dreihundert Rubel. Da schreibt er irgendeine kleine Anekdote oder sonst etwas Interessantes: »Fünfhundert Rubel; gib's oder gib's nicht; meinetwegen platze vor Ärger; aber gib's! Wenn nicht, dann nehme ich ein andermal tau-

send!« Was sagen Sie dazu, Warwara Alexejewna? Und noch mehr: er hat da ein Heftchen mit Gedichten, und es sind alles nur so kleine Gedichtchen; dafür verlangt er siebentausend Rubel, liebes Kind; nun denken Sie mal an! Dafür kann man ja schon ein Gut kaufen oder ein Zinshaus! Er sagt, fünftausend seien ihm geboten worden; das wolle er aber nicht nehmen. Ich habe ihm zugeredet und gesagt: »Nehmen Sie doch die fünftausend Rubel von ihnen an, bester Freund, und drehen Sie dann den Kerlen den Rücken zu; fünftausend Rubel, das ist doch schon ein schönes Stück Geld!« »Nein«, sagt er, »sie sollen siebentausend geben, die Schurken.« So ein geriebener Patron ist er, wahrhaftig!

Da ich aber nun einmal darauf zu reden gekommen bin, so werde ich Ihnen, liebes Kind, in Gottes Namen eine kleine Stelle aus den ›Italienischen Leidenschaften‹ herschreiben. So heißt nämlich eines seiner Werke. Lesen Sie also, liebe Warwara, und urteilen Sie selbst!

›... Wladimir fuhr zusammen; die Leidenschaften brodelten wild in ihm, und sein Blut siedete ...

»Gräfin«, rief er, »Gräfin! Wissen Sie, wie furchtbar diese Leidenschaft ist, wie grenzenlos dieser Wahnsinn? Nein, meine Zukunftsträumereien haben mich nicht betrogen! Ich liebe, liebe enthusiastisch, rasend, wahnsinnig! Alles Blut deines Mannes wird nicht vermögen, das wahnsinnige, siedende Entzücken meiner Seele zu löschen! Nichtige Hindernisse werden das alleszerstörende höllische Feuer, das meine erschöpfte Brust durchfurcht, nicht aufhalten. O Sinaida, Sinaida! ...«

»Wladimir! ...«, flüsterte die Gräfin außer sich und lehnte sich an seine Schulter.

»Sinaida!« rief der entzückte Smelski.

Aus seiner Brust stieg dampfend ein Seufzer. Mit heller Flamme schlug das Feuer auf dem Altar der Liebe in die Höhe und durchfurchte die Brust der beiden unglücklichen Dulder.

»Wladimir!« flüsterte die Gräfin wie berauscht. Ihre Brust hob sich, ihre Wangen färbten sich dunkelrot, ihre Augen brannten...

Die neue, schreckliche Ehe wurde vollzogen!

. . . . . .

Eine halbe Stunde darauf trat der alte Graf in das Boudoir seiner Frau.

»Was meinst du, mein Herzchen? Wollen wir nicht für unsern lieben Gast den Samowar aufstellen lassen?« sagte er und klopfte seiner Frau sanft auf die Backe...‹

Nun, da haben Sie eine Probe, und jetzt frage ich Sie, liebes Kind: wie finden Sie das? Es ist ja allerdings ein bißchen frei; das will ich nicht bestreiten; aber dafür ist es schön. Was schön ist, bleibt schön! Und nun erlauben Sie, daß ich Ihnen noch ein Bruchstück von einer Novelle, ›Jermak und Suleika‹, herschreibe.

Stellen Sie sich vor, liebes Kind, daß der Kosak Jermak, der wilde, grausame Eroberer Sibiriens, in Suleika, die Tochter des sibirischen Königs Kutschum, die er gefangengenommen hat, verliebt ist. Das Ereignis fällt, wie Sie sehen, gerade in die Zeit Iwans des Schrecklichen. Hier ist das Gespräch Jermaks und Suleikas.

›»Du liebst mich, Suleika! O sag es noch einmal, noch einmal!...«

»Ich liebe dich, Jermak!« flüsterte Suleika.

»Himmel und Erde, ich danke euch! Ich bin glücklich! ... Ihr habt mir alles, alles gegeben, wonach

mein aufgeregter Geist seit meinen Knabenjahren gestrebt hat. Also hierher hast du mich geführt, mein Leitstern; also deswegen hast du mich hierher geführt über den steinernen Gürtel des Ural! Der ganzen Welt werde ich meine Suleika zeigen, und die Menschen, diese rasenden Ungeheuer, werden es nicht wagen, mich zu beschuldigen! Oh, wenn ihnen die geheimen Leiden der zarten Seele dieses Mädchens verständlich wären, wenn sie fähig wären, zu sehen, welch eine Poesie in einer einzigen Träne meiner Suleika liegt! O laß mich mit Küssen diese Träne trocknen; laß mich sie wegtrinken, diese himmlische Träne ... du überirdisches Wesen!«

»Jermak«, sagte Suleika, »die Welt ist böse, und die Menschen sind ungerecht! Sie werden uns verfolgen und über uns den Stab brechen, mein teurer Jermak! Was wird das arme Mädchen, das inmitten der heimatlichen Schneefelder Sibiriens in der Jurte seines Vaters aufwuchs, in eurer kalten, eisigen, herzlosen, eigennützigen Welt anfangen? Die Menschen werden mich nicht verstehen, du mein Teurer, mein Geliebter!«

»Dann wird mein Kosakensäbel ihnen pfeifend um den Kopf fahren!« schrie Jermak, wild die Augen rollend...‹

Aber was meinen Sie? Wie wird diesem Jermak nun zumute sein, liebe Warwara, wenn er erfährt, daß seine Suleika ermordet ist? Der blinde alte Kutschum hat sich, die Dunkelheit der Nacht benutzend, in Jermaks Abwesenheit in dessen Zelt geschlichen und seine eigene Tochter ermordet, um seinem Feinde Jermak, der ihm Zepter und Krone geraubt hat, einen tödlichen Schlag zu versetzen.

›»Ich will mein Eisen am Stein schärfen!« schrie Jermak in wildem Grimm und wetzte sein stählernes Messer am Schamanenstein. »Ich muß das Blut aller dieser Menschen sehen, ihr Blut! Martern will ich sie, martern, martern!!!«‹

Und zum Schlusse stürzt Jermak, der nicht imstande ist, seine Suleika zu überleben, sich in den Irtysch, und damit endet alles.

Und nun noch beispielsweise ein kleines Bruchstück im scherzhaften Genre; es ist absichtlich dazu geschrieben, um die Leute zum Lachen zu bringen.

›Kennen Sie Iwan Prokofjewitsch Scheltopus? Na, das ist der, der einmal Prokofi Iwanowitsch ins Bein gebissen hat. Iwan Prokofjewitsch ist ein Mann, der einen unbeugsamen Charakter, dafür aber auch seltene Tugenden besitzt; im Gegensatz zu ihm ist Prokofi Iwanowitsch ein großer Freund von Rettich mit Honig. Nun also, als noch Pelageja Antonowna mit ihm bekannt war ... Sie kennen doch Pelageja Antonowna? Na, das ist die, die immer ihren Rock mit dem Futter nach außen anzieht ...‹

Das ist doch Humor, liebe Warwara, richtiger Humor! Wir schüttelten uns vor Lachen, als er es uns vorlas. So ein Mensch ist das, Gott verzeihe es ihm! Übrigens, liebes Kind, ist das ja zwar ein bißchen phantastisch und sehr spaßhaft, aber dabei doch harmlos, ohne die geringste Freidenkerei und ohne liberale Anschauungen. Ich muß noch bemerken, liebes Kind, daß Ratasjajew sich vorzüglich zu benehmen weiß und ebendarum ein ausgezeichneter, von anderen sich stark unterscheidender Schriftsteller ist.

Aber was meinen Sie, es kommt mir manchmal der Gedanke in den Kopf ... na, wie wär's, wenn ich

etwas schriebe? Na, was würde dann geschehen? Nehmen wir zum Beispiel an, daß plötzlich mir nichts dir nichts ein Büchelchen in der Welt erschiene mit dem Titel: ›Gedichte von Makar Djewuschkin‹! Na, was würden Sie dann sagen, mein Engelchen? Wie würde Ihnen das vorkommen, und was würden Sie dabei denken? Was mich betrifft, liebes Kind, so kann ich Ihnen sagen: sowie mein Büchelchen in der Welt erschienen wäre, würde ich entschieden nicht mehr wagen, mich auf dem Newski-Prospekt zu zeigen. Wie würde mir zumute sein, wenn jeder sagte: »Da geht der Schriftsteller und Dichter Djewuschkin; das ist Djewuschkin selbst!« Na, was sollte ich dann zum Beispiel mit meinen Stiefeln anfangen? Beiläufig bemerkt, liebes Kind, die sind fast immer geflickt, und auch die Sohlen sehen (die Wahrheit zu sagen) manchmal sehr wenig anständig aus. Na, was wäre das für eine Geschichte, wenn alle erführen, daß der Schriftsteller Djewuschkin geflickte Stiefel trägt! Wenn so eine Gräfin oder Herzogin das erführe, was würde die dazu sagen, mein Herzchen? Sie würde es vielleicht nicht selbst bemerken; denn ich denke mir, Gräfinnen und Herzoginnen kümmern sich nicht um Stiefel, und noch dazu um Beamtenstiefel (denn zwischen Stiefeln und Stiefeln ist noch ein Unterschied); aber andere würden ihr alles erzählen, und meine eigenen Freunde würden mich verraten. Ratasjajew würde der erste sein, der mich verriete; er verkehrt bei der Gräfin W. und besucht sie, wie er sagt, jedesmal ganz ohne Umstände. Er sagt, sie sei eine Seele von Frau, eine literarisch gebildete Dame. Ein schlauer Kunde, dieser Ratasjajew.

Aber nun genug von diesem Gegenstand; ich schreibe das ja alles nur so zum Spaß, mein Engelchen, um

Sie ein bißchen zu amüsieren. Leben Sie wohl, mein Täubchen! Ich habe Ihnen hier vieles zusammengeschrieben; aber das kommt besonders daher, daß ich mich heute in sehr vergnügter Stimmung befinde. Wir haben heute alle zusammen bei Ratasjajew zu Mittag gegessen, und da setzten sie (es ist ein ausgelassenes Völkchen, liebes Kind) so einen süßen Likör in Gang... na, was soll ich Ihnen davon noch weiter schreiben! Denken Sie nur dabei nichts Schlechtes von mir, liebe Warwara! Was ich da schreibe, ist ja alles nicht so ernst gemeint. Bücher werde ich Ihnen schikken; ganz bestimmt werde ich Ihnen welche schicken. Es geht hier jetzt ein Buch von Paul de Kock von Hand zu Hand; aber den Paul de Kock sollen Sie nicht bekommen, liebes Kind. Nein, nein! Paul de Kock, der ist nichts für Sie. Man sagt von ihm, liebes Kind, er versetze alle Petersburger Kritiker in eine edle Entrüstung. Ich schicke Ihnen ein Pfündchen Konfekt; ich habe es extra für Sie gekauft. Essen Sie es, mein Herzchen, und denken Sie bei jedem Stückchen an mich! Nur knabbern Sie den Kandis nicht, sondern lutschen Sie ihn bloß; sonst tun Ihnen die Zähnchen weh. Vielleicht mögen Sie auch gern kandierte Früchte? Schreiben Sie mir das doch! Na, nun leben Sie wohl, leben Sie wohl! Christus sei mit Ihnen, mein Täubchen! Ich verbleibe für immer

Ihr treuester Freund
Makar Djewuschkin.

Den 27. Juni.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Fedora sagt, wenn ich wolle, so gebe es Leute, die sich meiner gern annehmen und mir bei einer Familie

eine sehr gute Stelle als Gouvernante verschaffen würden. Wie denken Sie darüber, mein Freund: soll ich es tun oder nicht? Ich würde Ihnen dann allerdings nicht mehr zur Last fallen, und es scheint auch eine einträgliche Stelle zu sein; aber andrerseits ist es mir ein bängliches Gefühl, in ein unbekanntes Haus zu gehen. Es ist eine Gutsbesitzerfamilie. Sie werden über mich Erkundigungen einziehen; sie werden mich neugierig befragen; was werde ich ihnen da sagen? Zudem bin ich so menschenscheu, eine Freundin der Einsamkeit; ich sitze gern so lange wie möglich in meinem gewohnten Stübchen. Am wohlsten fühlt man sich da, wo man zu leben gewohnt ist; wenn man da auch halb Freude, halb Leid hat, man fühlt sich da doch am wohlsten. Außerdem müßte ich von hier nach auswärts ziehen; und Gott weiß, worin meine Obliegenheiten bestehen würden; vielleicht würden sie mich einfach die Kinder warten lassen. Und es müssen doch auch eigentümliche Menschen sein: sie wechseln jetzt schon zum dritten Mal in zwei Jahren die Gouvernante. Ich bitte Sie inständig, Makar Alexejewitsch, geben Sie mir einen Rat: soll ich es tun oder nicht? – Aber warum kommen Sie niemals selbst zu mir? Sie zeigen sich so sehr selten! Wir sehen uns ja fast nur sonntags bei der Messe. Wie menschenscheu Sie sind! Sie sind gerade so wie ich! Ich bin ja auch beinah Ihre Verwandte. Sie lieben mich gewiß nicht, Makar Alexejewitsch; ich aber fühle mich oft, wenn ich so allein bin, sehr traurig. Da sitze ich nun manchmal, besonders in der Dämmerzeit, so mutterseelenallein da. Fedora ist in Geschäften ausgegangen. Ich sitze und denke und denke, und da erinnere ich mich an längst Vergangenes, an

Freudiges und Trauriges; alles zieht vor meiner Seele vorüber; alles taucht wie aus einem Nebel auf. Bekannte Gesichter erscheinen (ich sehe sie beinah leibhaftig vor mir); am häufigsten sehe ich meine Mutter... Und was habe ich für Träume! Ich fühle, daß meine Gesundheit erschüttert ist; ich bin so schwach; heute zum Beispiel, als ich am Morgen aus dem Bett aufstand, wurde mir schlecht; und außerdem habe ich auch einen so bösen Husten! Ich fühle, ich weiß, daß ich bald sterben werde. Wer wird mich beerdigen? Wer wird hinter meinem Sarg hergehen? Wer wird um mich trauern? Und da werde ich nun vielleicht an einem fremden Ort sterben müssen, in einem fremden Haus, in einem fremden Kämmerchen! ... O Gott, wie traurig ist das Leben, Makar Alexejewitsch! – Warum füttern Sie mich immer mit Konfekt, mein Freund? Ich weiß wirklich nicht, wo Sie so viel Geld hernehmen. Ach, mein Freund, sparen Sie das Geld; ich bitte Sie inständig, sparen Sie es! – Fedora ist jetzt dabei, einen Teppich zu verkaufen, den ich gestickt habe; es werden dafür fünfzig Rubel Papier geboten. Das ist ein sehr guter Preis; ich hatte weniger erwartet. Ich werde Fedora zehn Rubel geben, und mir werde ich ein Kleid machen, ein ganz einfaches, aber warmes. Ihnen werde ich eine Weste machen; ich werde sie selbst nähen und einen guten Stoff dazu aussuchen.

Fedora hat mir ein Buch verschafft, ›Bjelkins Erzählungen‹, das ich Ihnen schicke, wenn Sie es lesen wollen. Ich bitte nur, es nicht zu beflecken und es nicht zu lange zu behalten, da es fremden Leuten gehört; es ist ein Werk von Puschkin. Vor zwei Jahren las ich diese Novellen mit meiner Mutter zusammen,

und jetzt war es mir eine so traurige Empfindung, sie wieder durchzulesen. Wenn Sie irgendwelche Bücher haben, so schicken Sie sie mir, aber nur, wenn Sie sie nicht von Ratasjajew bekommen haben. Er wird Ihnen gewiß etwas von seinen eigenen Schriften geben, wenn er schon etwas hat drucken lassen. Wie können Ihnen nur seine Schriften gefallen, Makar Alexejewitsch? So ein wertloses Zeug... Nun, dann leben Sie wohl! Wie ich ins Plaudern hineingeraten bin! Wenn mir traurig zumute ist, dann macht es mir immer Freude zu plaudern, worüber es auch sei. Das ist für mich eine Arznei: es wird mir sogleich leichter, besonders wenn ich alles aussprechen kann, was ich auf dem Herzen habe. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, mein Freund!

Ihre W. D.

Den 28. Juni.

Liebste Warwara Alexejewna!

Nun lassen Sie es genug sein mit dem Grämen! Schämen Sie sich denn gar nicht? Na, hören Sie nun damit auf, mein Engelchen; wie können Ihnen nur solche Gedanken in den Kopf kommen? Sie sind nicht krank, mein Herzchen, ganz und gar nicht krank; Sie sehen blühend aus, wirklich blühend; ein bißchen blaß, aber doch blühend. Und was sind das für Träume und Visionen! Schämen Sie sich, mein Täubchen, und hören Sie auf damit; scheren Sie sich nicht um diese Träume, scheren Sie sich einfach nicht darum! Warum schlafe ich denn gut? Warum passiert mir denn nichts? Sehen Sie nur einmal mich an, liebes Kind! Ich lebe gleichmäßig dahin, schlafe ruhig, bin ganz gesund und ein forscher, flotter Kerl; es ist eine wahre

Freude, mich anzusehen. Hören Sie auf damit, hören Sie auf damit, mein Herzchen; schämen Sie sich! Bessern Sie sich! Ich kenne ja Ihr Köpfchen, liebes Kind: sowie es irgendein Thema gefunden hat, da fangen Sie auch gleich an, sich Gedanken zu machen und sich über etwas zu grämen. Hören Sie mir zuliebe damit auf, mein Herzchen! Ob Sie zu fremden Leuten gehen sollen? Niemals! Nein, nein und noch einmal nein; was ist das für ein Einfall? Was kommt Ihnen denn da in den Sinn? Und noch dazu nach auswärts! Nein, liebes Kind, das erlaube ich nicht; einem solchen Plan widersetze ich mich mit aller Kraft. Ich werde meinen alten Frack verkaufen und im bloßen Hemd auf den Straßen umhergehen; aber Sie sollen bei uns keine Not leiden. Nein, liebe Warwara, nein; ich kenne Sie ja doch! Das ist Unsinn, der reine Unsinn! Aber an alledem ist gewiß nur Fedora schuld; dieses dumme Frauenzimmer hat Sie offenbar auf solche Gedanken gebracht. Glauben Sie nichts, was sie sagt, liebes Kind! Sie kennen sie gewiß noch nicht gründlich genug, mein Herzchen: sie ist eine dumme, zänkische, alberne Person und hat auch ihren verstorbenen Mann aus der Welt geärgert. Nein, nein, liebes Kind, unter keinen Umständen! Und was würde denn dann aus mir werden? Was sollte ich dann anfangen? Nein, beste Warwara, schlagen Sie sich das aus dem Sinn! Was fehlt Ihnen denn bei uns? Wir können uns über Sie gar nicht genug freuen, und Sie haben uns ja auch lieb; also bleiben Sie hier, und leben Sie still und ruhig weiter; sticken Sie, oder lesen Sie, oder sticken Sie meinetwegen auch nicht – ganz gleich, nur bleiben Sie bei uns! Sagen Sie selbst: wie würde das denn aussehen, wenn Sie

weggingen? Ich werde Ihnen Bücher verschaffen, und dann können wir ja auch einmal wieder zusammen einen Spaziergang irgendwohin unternehmen. Nur geben Sie diese Idee auf, liebes Kind, geben Sie sie auf; nehmen Sie Vernunft an, und seien Sie nicht um nichts und wieder nichts eigensinnig! Ich werde zu Ihnen kommen, und zwar sehr bald; aber lassen Sie mich Ihnen offen und ehrlich bekennen: Das war nicht schön von Ihnen, mein Herzchen, gar nicht schön!

Ich bin ja freilich ein ungebildeter Mensch und weiß selbst, daß ich ungebildet bin und mein Schulunterricht nur ein paar Groschen gekostet hat; aber davon wollte ich eigentlich nicht reden, und es handelt sich jetzt nicht um meine Person, sondern ich möchte mit Ihrer Erlaubnis für Ratasjajew eintreten. Er ist mein Freund; daher trete ich für ihn ein. Er schreibt gut; sehr, sehr und nochmals sehr gut schreibt er. Ich bin mit Ihnen nicht einverstanden und kann Ihnen in keiner Weise zustimmen. Es ist blumenreich geschrieben, kurz und knapp, mit schönen Redewendungen, und es sind allerlei Gedanken darin; mit einem Wort: es ist sehr gut geschrieben. Sie haben es vielleicht ohne rechtes Gefühl gelesen, liebe Warwara, oder Sie sind nicht bei Stimmung gewesen, als Sie es lasen, haben sich vielleicht über Fedora geärgert gehabt, oder es war Ihnen sonst etwas Unangenehmes begegnet. Nein, lesen Sie es einmal mit Gefühl, am besten, wenn Sie zufrieden und vergnügt sind und sich in angenehmer Stimmung befinden, zum Beispiel, wenn Sie ein Stückchen Konfekt im Munde haben; dann müssen Sie es lesen. Ich bestreite nicht (und wer kann es bestreiten?), daß es noch bessere Schriftsteller als Ratasjajew gibt, sogar weit bessere; aber sowohl

die sind gut, als auch Ratasjajew ist gut; sie schreiben gut, und er schreibt auch gut. Er schreibt so in seiner besonderen Art, und daran tut er sehr gut. Na, nun leben Sie wohl, liebes Kind; ich kann nicht mehr schreiben; ich muß mich beeilen, ich habe zu tun. Geben Sie sich nur Mühe, sich zu beruhigen, liebes Kind, Sie mein allerliebstes Sternchen; Gott möge mit Ihnen sein, und ich verbleibe

Ihr treuester Freund
Makar Djewuschkin.

PS. Ich danke Ihnen für das Buch, meine Beste; lesen wir also Puschkin! Heute abend aber werde ich ganz bestimmt zu Ihnen kommen.

Mein teurer Makar Alexejewitsch!

Nein, mein Freund, nein; ich kann nicht länger bei Ihnen beiden hier wohnen bleiben. Ich habe darüber nachgedacht und gefunden, daß ich sehr übel handeln würde, wenn ich diese vorteilhafte Stelle ausschlüge. Dort werde ich wenigstens mein sicheres Brot haben; ich werde mir alle Mühe geben, mir das Wohlwollen der fremden Menschen zu erwerben; ich werde sogar versuchen, meinen Charakter zu ändern, wenn es nötig sein sollte. Allerdings ist es eine schwere, schmerzliche Aufgabe, unter fremden Leuten zu leben, nach ihrer Gunst zu trachten, sich im Hintergrund zu halten und sich Zwang aufzuerlegen; aber Gott wird mir helfen. Ich kann doch nicht mein lebelang eine Einsiedlerin bleiben. Es ist mir auch früher schon ähnlich ergangen. Ich denke an die Zeit, wo ich als kleines Mädchen in einer Pension war. Den ganzen Sonntag pflegte ich zu Hause umherzutollen und um-

herzuspringen, so daß meine Mutter sogar manchmal schalt; aber das machte mir nichts; ich fühlte mich so wohl und war so vergnügt. Wenn dann der Abend herankam, wurde ich todtraurig; um neun Uhr mußte ich wieder in die Pension zurück, und dort war alles so fremd, so kalt, so ernst, und die Gouvernanten waren montags so ärgerlich, und ich fühlte mich manchmal so bedrückt, daß ich weinen mußte; ich ging in einen Winkel und weinte ganz allein und verbarg meine Tränen. Man sagte dann, ich sei faul; aber ich weinte ganz und gar nicht deswegen, weil ich lernen sollte. Nun, und was geschah? Ich gewöhnte mich daran, und als ich später die Pension verließ, weinte ich ebenfalls beim Abschied von meinen Freundinnen. Es ist nicht recht von mir, daß ich Ihnen beiden hier zur Last falle. Dieser Gedanke ist mir eine Qual. Ich sage Ihnen das alles offenherzig, weil ich gewohnt bin, Ihnen gegenüber offenherzig zu sein. Sehe ich etwa nicht, wie Fedora täglich in aller Frühe aufsteht, sich an ihre Wäsche heranmacht und bis spät in die Nacht hinein arbeitet? Und doch bedürfen alte Knochen der Ruhe. Sehe ich etwa nicht, daß Sie sich um meinetwillen zugrunde richten und Ihre letzte Kopeke für mich ausgeben? Das verträgt sich nicht mit Ihrer Vermögenslage, mein Freund! Sie schreiben, Sie würden eher das Letzte hingeben, als daß Sie mich Not leiden ließen. Ich glaube an Ihr gutes Herz, mein Freund; aber das sagen Sie jetzt so. Jetzt haben Sie Geld; Sie haben unerwartet eine Gratifikation erhalten; aber wie wird es später werden? Sie wissen selbst, daß ich immer krank bin; ich kann nicht so arbeiten wie Sie, obwohl ich es von Herzen gern tun würde, und ich habe auch nicht immer Arbeit.

Was soll ich da machen? Soll ich mich zergrämen, wenn ich sehe, wie Sie beide, Sie guten Menschen, für mich arbeiten? Wie kann ich Ihnen auch nur den geringsten Nutzen bringen? Und inwiefern bin ich Ihnen so unentbehrlich, mein Freund? Was habe ich Ihnen Gutes getan? Ich bin Ihnen nur von ganzem Herzen zugetan und liebe Sie warm und innig und von ganzer Seele; aber (und das ist mein bitteres Schicksal) ich verstehe zwar zu lieben und bin imstande zu lieben, aber weiter auch nichts; Gutes zu tun, Ihnen Ihre Wohltaten zu vergelten, das vermag ich nicht. Halten Sie mich nicht länger zurück; überdenken Sie die Sache, und sagen Sie mir dann Ihre endgültige Meinung! In Erwartung derselben verbleibe ich

Ihre Sie liebende

W. D.

Den 1. Juli.

Unsinn, Unsinn, liebe Warwara, einfach Unsinn! Wenn man Sie sich selbst überläßt, so hecken Sie in Ihrem Köpfchen alles mögliche Zeug aus, wovon dies nicht richtig ist und das nicht richtig ist! Ich sehe klar, daß das alles Unsinn ist. Was fehlt Ihnen denn bei uns, liebes Kind; sagen Sie nur selbst! Wir haben Sie lieb, und Sie haben uns lieb; wir sind alle zufrieden und glücklich; was will man noch mehr? Na, und was werden Sie bei fremden Leuten anfangen? Sie wissen gewiß noch nicht, was es mit dem Leben unter fremden Leuten auf sich hat. Nein, da fragen Sie mich einmal; dann werde ich Ihnen sagen, wie die fremden Leute beschaffen sind. Ich kenne sie, liebes Kind; ich kenne sie ganz genau; ich bin in der Lage gewesen, mein Brot bei ihnen zu essen. Böse sind sie,

liebe Warwara, böse, so böse, daß einem das Herz verzagen möchte; so martern sie einen mit Vorwürfen und Zurechtweisungen und feindseligen Blicken. Sie haben es bei uns schön und behaglich; Sie sitzen wie in einem warmen, sicheren Nestchen. Und uns, uns würde es, wenn Sie fortgingen, so sein, als ob uns ein Glied vom Leibe abgehauen würde. Was sollten wir ohne Sie anfangen, was sollte ich alter Mann dann anfangen? Sie wären uns nicht notwendig? Nicht nützlich? Wieso denn nicht nützlich? Nein, liebes Kind, überlegen Sie einmal selbst, ob das richtig sein kann. Sie sind mir sehr nützlich, liebe Warwara. Sie üben einen so wohltätigen Einfluß auf mich aus. Zum Beispiel gleich jetzt: ich denke an Sie, und es wird mir froh zumute. Ich schreibe Ihnen manchmal einen Brief und lege Ihnen darin alle meine Gefühle dar und erhalte von Ihnen eine ausführliche Antwort darauf. Kleiderchen habe ich Ihnen eingekauft und ein Hütchen machen lassen; manchmal bekomme ich von Ihnen einen Auftrag, dann besorge ich Ihnen den. Wie können Sie sagen, daß Sie mir nicht nützlich seien? Und was sollte ich auf meine alten Tage anfangen, wozu würde ich taugen? Daran haben Sie vielleicht gar nicht gedacht, liebe Warwara; aber denken Sie mal gerade darüber nach: »Wozu wird er ohne mich taugen?« Ich habe mich ganz an Sie gewöhnt, mein Beste. Wenn Sie fortziehen, was wird die Folge sein? Ich werde an die Newa laufen, und dann hat die Sache ein Ende. Ja, wirklich, so etwas wird geschehen, liebe Warwara; was bleibt mir dann anderes übrig, wenn ich Sie nicht mehr habe? Ach, mein Herzchen, liebe Warwara! Sie wollen offenbar, daß man mich auf einem Karren nach dem Wolkowski-

Kirchhof hinausfährt und irgendeine alte, verkommene Bettlerin als einziges Gefolge hinter meinem Sarg hergeht und man da den Sand über mich wirft und wieder weggeht und mich da allein läßt. Schämen Sie sich, liebes Kind, schämen Sie sich! Wahrhaftig, Sie sollten sich schämen, weiß Gott, Sie sollten sich schämen!

Ich schicke Ihnen Ihr Büchlein zurück, liebe Freundin, und wenn Sie, liebe Warwara, mich nach meiner Meinung darüber fragen, so muß ich sagen, daß ich in meinem Leben noch kein so prächtiges Buch gelesen habe. Ich frage mich jetzt, liebes Kind, wie ich nur habe bisher als ein solcher Holzkopf leben können, Gott verzeih es mir! Was habe ich überhaupt getan? Ich bin der reine Waldmensch gewesen. Ich kenne ja nichts, liebes Kind; absolut nichts kenne ich! Gar nichts kenne ich! Ich will Ihnen ganz offenherzig sagen, liebe Warwara, ich bin ein ungebildeter Mensch: ich habe bis jetzt wenig gelesen, sehr wenig, fast nichts. ›Das Bild des Menschen‹ habe ich gelesen, ein kluges Buch, dann ›Der geschickte kleine Glockenspieler‹ und ›Die Kraniche des Ibykus‹ — das ist alles; mehr habe ich nie gelesen. Jetzt habe ich den ›Stationsinspektor‹ hier in Ihrem Buche durchgelesen, und da muß ich Ihnen sagen, liebes Kind: es kommt vor, daß man so dahinlebt, ohne zu wissen, daß neben einem ein Büchelchen existiert, in dem das eigene Leben, das man führt, mit allen Einzelheiten vorgetragen ist. Und auch was einem selbst vorher unklar war, das kommt einem hier, wenn man in einem solchen Büchelchen zu lesen anfängt, allmählich alles wieder ins Gedächtnis und wird einem begreifbar und verständlich. Und dann noch ein Grund, weshalb mir Ihr Büchlein so gefällt: manche Schrift,

mag sie sein, wie sie will, die liest und liest man, manchmal, daß einem der Kopf brummt; aber es ist alles darin so verzwickt, daß man es nicht versteht. Ich zum Beispiel bin schwer von Begriffen (das bin ich schon von Natur) und kann allzu hohe Bücher nicht lesen; aber wenn ich dieses hier lese, dann ist es mir, als hätte ich es selbst geschrieben, als hätte ich sozusagen mein eigenes Herz, mag es sein, wie es will, genommen und vor allen Menschen umgekrempelt, das Innere nach außen, und alles genau beschrieben – ja, so ist es mir! Und dabei ist es eine so einfache Sache, Herr du mein Gott! Ja, noch mehr: wahrhaftig, ich hätte es ebenso schreiben können; warum sollte ich das nicht gekonnt haben? Ich fühle ja doch dasselbe, ganz genau so, wie es in dem Buch steht, und habe mich selbst manchmal in ebensolcher Lage befunden wie beispielshalber dieser arme Kerl, der Samson Wyrin. Und wie viele Samson Wyrins laufen unter uns herum, ebenso herzensgute Unglücksmenschen! Und wie geschickt ist alles beschrieben! Mir flossen die Tränen nur so, liebes Kind, als ich las, wie er traurig wurde und sich bis zur Bewußtlosigkeit betrank, der Sünder, und den ganzen Tag unter dem Schafpelz schlief und sein Leid mit Punsch hinunterspülte und kläglich weinte und sich mit dem schmutzigen Rockschoß die Augen wischte, als er an sein verirrtes Schäfchen, sein Töchterchen Dunjascha, dachte! Nein, wie naturgetreu ist das! Lesen Sie es nur einmal: das ist naturgetreu! Das lebt ordentlich! Das habe ich selbst alles schon mit angesehen; das lebt alles um mich herum. Da ist zum Beispiel Teresa; wir brauchen gar nicht weit zu gehen! Da ist zum Beispiel auch unser armer Beamter; der ist ja vielleicht

ebenso ein Samson Wyrin, nur daß er einen andern Namen hat und Gorschkow heißt. Das ist etwas allen Gemeinsames, liebes Kind, und kann auch Ihnen und mir passieren. Und auch so ein Graf, der am Newski-Prospekt oder am Quai wohnt, auch dem kann es ebenso gehen, nur daß er sich dabei anders präsentieren wird, weil bei ihnen alles auf ihre Art zugeht, im höheren Ton; aber auch ihm kann es ebenso gehen, es kann ihm dasselbe begegnen, und mir kann auch dasselbe begegnen.

Sehen Sie, so ist das, liebes Kind; und da wollen Sie nun noch von uns fortgehen, und ein solches Unglück droht über mein Haupt zu kommen, liebe Warwara. Sie würden damit sich selbst und mich zugrunde richten, meine Beste. Ach, mein Sternchen, schlagen Sie sich doch um des Himmels willen alle diese wilden Gedanken aus Ihrem Köpfchen, und martern Sie mich nicht unnötig! Sie sind ja noch so ein schwaches, unflügges Vögelchen; wie können Sie sich selbst ernähren und sich vor dem Verderben bewahren und sich gegen böse Menschen schützen? Hören Sie auf damit, liebe Warwara; bessern Sie sich; hören Sie nicht auf alberne Ratschläge und Redereien, sondern lesen Sie Ihr Büchelchen noch einmal durch, lesen Sie es mit Aufmerksamkeit durch; das wird Ihnen nützlich sein.

Über den ›Stationsinspektor‹ habe ich mit Ratasjajew gesprochen. Er sagte mir, daß das alles veraltet sei und daß jetzt lauter Bücher mit Bildern und allerlei Schilderungen herausgegeben würden; ich bin wirklich nicht recht klug geworden aus dem, was er mir da sagte. Er schloß aber damit, Puschkin sei gut, er habe das heilige Rußland verherrlicht; und er sagte mir auch sonst noch vieles über ihn. Ja, diese

Schrift von ihm ist gut, liebe Warwara, sehr gut; lesen Sie sie noch einmal mit rechter Aufmerksamkeit; folgen Sie meinen Ratschlägen, und machen Sie mich alten Mann durch Ihren Gehorsam glücklich! Dann wird der liebe Gott Sie dafür belohnen, meine Teure; er wird Sie sicherlich dafür belohnen.

Ihr aufrichtiger Freund

Makar Djewuschkin.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Fedora hat mir heute zweiundfünfzig Rubel gebracht. Wie freute sich die Arme, als ich ihr zehn Rubel gab! Ich schreibe Ihnen in Eile. Ich schneide jetzt eine Weste für Sie zu; es ist ein wunderhübscher Stoff: gelb mit Blümchen. Ich schicke Ihnen ein Büchelchen; es sind verschiedene Novellen darin; ich habe ein paar davon gelesen; lesen Sie doch die mit dem Titel ›Der Mantel‹*. — Sie reden mir zu, mit Ihnen ins Theater zu gehen; wird das auch nicht zu teuer werden? Allenfalls auf die Galerie. Ich bin schon sehr lange nicht im Theater gewesen und kann mich wirklich nicht erinnern, wann ich zum letzten Mal darin war. Ich fürchte immer nur, daß uns das Vergnügen gar zuviel kosten wird. Fedora schüttelt nur den Kopf dazu. Sie sagt, Sie hätten angefangen, weit über Ihre Mittel zu leben, und ich sehe das auch selbst; wieviel Geld haben Sie für mich allein ausgegeben! Seien Sie nur auf Ihrer Hut, mein Freund, daß kein Unglück daraus entsteht. Fedora hat mir so schon von Gerüchten gesagt: Sie schienen mit Ihrer Wirtin wegen rückständiger Zahlungen Streit gehabt zu haben; ich bin um Sie in großer Sorge. Nun

* Eine Novelle von Gogol. A. d. Ü.

leben Sie wohl; ich bin eilig. Ich habe eine kleine Arbeit vor: ich setze mir andere Bänder auf den Hut.

PS. Wissen Sie, wenn wir ins Theater gehen, dann werde ich meinen neuen Hut aufsetzen und mir die schwarze Mantille umhängen. Wird das nicht hübsch aussehen?

Den 7. Juli.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

... Ich denke immer noch an unser gestriges Gespräch. Ja, liebes Kind, auch ich habe seinerzeit Tollheiten begangen. Ich verliebte mich in eine Schauspielerin, verliebte mich in sie bis über die Ohren; und das wäre noch nichts gewesen; aber das wunderlichste war, daß ich sie fast gar nicht gesehen hatte und nur ein einziges Mal im Theater gewesen war und mich trotzdem verliebte. Es wohnten damals Wand an Wand mit mir fünf junge lebenslustige Leute. Ohne es eigentlich zu wollen, kam ich mit ihnen in Verkehr, hielt mich aber dabei immer in angemessenen Grenzen. Na, um kein Spielverderber zu sein, stimmte ich in ihren Ton mit ein. Sie erzählten mir von dieser Schauspielerin! Jeden Abend, wenn Vorstellung war, ging die ganze Bande (für Nötiges hatten sie nie einen Groschen übrig) ins Theater, auf die Galerie, und da klatschten sie mächtig und riefen immer nur diese Schauspielerin heraus — wie die Rasenden gebärdeten sie sich! Und nachher ließen sie einen nicht einschlafen; die ganze Nacht über redeten sie von ihr; jeder nannte sie seine Dulcinea; alle waren in sie verliebt; sie war die Herzenskönigin eines jeden. Da stachelten sie auch mich Wehrlosen auf; ich war ja damals noch sehr jung. Ich weiß selbst

nicht, wie es zuging, daß ich mich auf einmal mit ihnen im Theater befand, vier Treppen hoch, auf der Galerie. Sehen konnte ich nur ein Zipfelchen des Vorhangs; aber dafür hörte ich alles. Die Schauspielerin hatte ein allerliebstes Stimmchen, hell und honigsüß wie das einer Nachtigall. Wir klatschten, daß uns fast die Hände abfielen, und schrien aus voller Kehle; kurz, die Polizei wollte schon dagegen einschreiten, und einer von uns wurde auch wirklich hinausspediert. Ich kam nach Hause — war wie von einem Rausch benommen. In der Tasche hatte ich nur noch einen Rubel, und bis zur nächsten Gehaltszahlung waren noch gut zehn Tage. Was meinen Sie, liebes Kind, was ich tat? Am andern Tag, ehe ich zum Dienst ging, trat ich in einen französischen Parfümerieladen und kaufte dort für mein ganzes Kapital Parfüms und wohlriechende Seife; warum ich das alles damals kaufte, das weiß ich jetzt selbst nicht mehr. Ich aß nicht zu Hause Mittagbrot, sondern ging immer vor ihren Fenstern auf und ab. Sie wohnte am Newski-Prospekt, im vierten Stock. Ich kam nach Hause, ruhte mich ein Stündchen aus und ging wieder nach dem Newski-Prospekt, nur um vor ihren Fenstern auf und ab zu gehen. Anderthalb Monate schnitt ich ihr auf diese Weise die Cour; alle Augenblicke nahm ich Droschken erster Klasse, und immer machte ich ihr Fensterparade; ich vergeudete all mein Geld, stürzte mich in Schulden und hörte dann auf, sie zu lieben: die Sache war mir langweilig geworden! Da sehen Sie, was so eine Schauspielerin aus einem ordentlichen Menschen zu machen vermag, liebes Kind! Aber ich war noch sehr jung; sehr jung war ich damals! . . .

M. D.

Den 8. Juli.

Mein geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Ihnen Ihr Büchelchen, das ich am sechsten dieses Monats erhalten habe, wieder zuzustellen, und beeile mich gleichzeitig, mich in diesem Brief mit Ihnen auseinanderzusetzen. Es ist nicht hübsch von Ihnen, liebes Kind, gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie mich in diese Notwendigkeit versetzt haben. Erlauben Sie, liebes Kind: Einem jeden Menschen ist vom Allerhöchsten sein Stand zugewiesen worden. Dem einen ist die Bestimmung zuteil geworden, Generalsepauletten zu tragen, dem andern, seinen Dienst als Titularrat zu tun; der eine hat zu befehlen, der andere ohne zu murren und in Furcht zu gehorchen. Das ist nun einmal je nach den Fähigkeiten so verteilt; der eine ist hierzu befähigt, der andere dazu, und die Fähigkeiten hat Gott selbst so eingerichtet. Ich bin schon ungefähr dreißig Jahre im Dienst; ich versehe mein Amt ohne Tadel, führe einen nüchternen Lebenswandel und bin nie auf Ordnungswidrigkeiten betroffen worden. Was mich als Privatmann anlangt, so bin ich nach meinem eigenen Urteil der Ansicht, daß ich meine Mängel, zugleich aber auch meine Tugenden besitze. Meine Vorgesetzten achten mich, und selbst Seine Exzellenz sind mit mir zufrieden, und obgleich Dieselben mir bisher noch keine besonderen Beweise von Wohlwollen gegeben haben, so weiß ich doch, daß Dieselben zufrieden sind. Meine Handschrift ist recht hübsch und deutlich, nicht zu groß und nicht zu klein, kursivartig, aber jedenfalls befriedigend; bei uns schreibt höchstens Iwan Prokofjewitsch ebensogut. Ich bekomme schon graues Haar; aber einer großen Sünde bin ich mir nicht

bewußt. Freilich, wer hätte nicht im kleinen gesündigt? Jeder sündigt, und sogar Sie sündigen, liebes Kind! Aber bei großen Vergehen und Dreistigkeiten bin ich nie betroffen worden, daß ich mich etwa gegen die gesetzliche Ordnung vergangen oder die öffentliche Ruhe gestört hätte; dabei bin ich nie betroffen worden; so etwas ist bei mir nicht vorgekommen; beinah hätte ich sogar ein Kreuzchen erhalten – na, aber davon ist weiter nichts zu sagen! Das alles müßten Sie doch wissen, liebes Kind, und auch er* hätte es wissen müssen; wenn er es einmal unternahm, das zu schildern, dann war es seine Pflicht, sich über alles zu orientieren. Nein, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet, liebes Kind, nein, liebe Warwara! Gerade von Ihnen hätte ich das nicht erwartet!

Wie? Dann könnte unsereiner ja nicht einmal mehr friedlich in seinem noch so geringen Kämmerchen leben? Ich trübe, wie man sich ausdrückt, kein Wässerchen und komme niemandem zu nahe und lebe in Gottesfurcht und Selbsterkenntnis, möchte aber auch, daß mir keiner zu nahe kommt. Aber nein, auch in mein Hundeloch dringen diese Menschen ein und revidieren: wie ich bei mir zu Hause lebe, und ob ich zum Beispiel eine gute Weste habe, und ob ich das nötige Unterzeug habe, und ob ich Stiefel besitze, und wie sie besohlt sind, und was ich esse und trinke, und was ich abschreibe. Und was ist denn dabei, liebes Kind, daß ich zum Beispiel da, wo das Pflaster schlecht ist, manchmal auf den Fußspitzen gehe, um

* Nämlich Gogol. Djewuschkin glaubt, Gogol habe in der Novelle ›Der Mantel‹ ihn selbst als Modell benutzt und Warwara habe sie ihm mit besonderer Absicht zugesandt. A. d. Ü.

die Stiefel zu schonen? Wozu braucht man von dem Mitmenschen zu schreiben, daß er manchmal aus Mangel an Geld keinen Tee trinke? Als ob alle Menschen unbedingt verpflichtet wären, Tee zu trinken! Gucke ich denn etwa jedem in den Mund, um zu sehen, was für einen Bissen er kaut? Wen habe ich denn in dieser Weise beleidigt? Nein, liebes Kind, was hat man für ein Recht, andere zu beleidigen, die einem nicht zu nahe getreten sind? Na, da haben Sie gleich ein Beispiel, wie es einem geht: man tut im Dienst eifrig und gewissenhaft seine Schuldigkeit, so daß einen sogar die Vorgesetzten achten (denn daß sie das tun, glaube ich unter allen Umständen sagen zu können), und da konterfeit einen nun jemand ohne alle erkennbare Ursache mir nichts, dir nichts vor aller Augen in einem Pasquill ab. Gewiß, es ist wahr, wenn man sich manchmal etwas Neues hat machen lassen, dann freut man sich und kann vor Freude nicht schlafen; ein Paar neue Stiefel zum Beispiel zieht man mit einem wahren Wonnegefühl an; das ist richtig, das habe ich selbst empfunden; denn es ist angenehm, seinen Fuß in einem feinen, eleganten Stiefel zu sehen; das ist naturgetreu geschildert! Aber ich wundere mich doch aufrichtig darüber, wie unser Fjodor Fjodorowitsch ein solches Buch hat achtlos durchgehen lassen und nicht in seinem Interesse dagegen Einspruch erhoben hat. Er ist ja freilich für seine hohe Stellung noch recht jung und findet manchmal Vergnügen daran, seine Beamten anzuschreien; aber warum soll er das auch nicht tun? Warum soll er unsereinen nicht ausschelten, wenn das nun einmal notwendig ist? Na ja, er schilt ja allerdings mitunter auch bloß so, um den richtigen Ton aufrechtzuerhalten; na, aber auch für

den Ton ist das notwendig; man muß die Leute dressieren, ihnen gleichsam mit dem Stock drohen; denn unter uns gesagt, liebe Warwara, ohne den Stock im Hintergrunde tut unsereiner nichts; jeder möchte nur bei einer Behörde angestellt sein und das Gehalt schlukken, sich aber die Arbeit vom Leibe halten. Da es aber verschiedene Rangstufen gibt und jede Rangstufe eine ihr genau entsprechende Art von Schelte verlangt, so ergibt sich daraus ganz naturgemäß ein vielfach abgestufter Ton des Scheltens; das liegt in der Ordnung der Dinge! Darauf beruht doch die Welt, liebes Kind, daß wir alle immer einer den andern kommandieren und jeder von uns einen andern ausschilt. Ohne diese Vorsichtsmaßregel könnte die Welt nicht bestehen, und mit der Ordnung wäre es vorbei. Ich wundere mich aufrichtig darüber, daß Fjodor Fjodorowitsch eine solche Beleidigung hat unbeachtet hingehen lassen!

Und was hat es für einen Zweck, so etwas zu schreiben? Wozu ist das nötig? Fällt es deswegen einem der Leser ein, mir einen Mantel machen zu lassen oder mir ein Paar neue Stiefel zu kaufen? Nein, liebe Warwara, er liest es durch und verlangt gar noch eine Fortsetzung. Man gibt sich ja manchmal Mühe, seine schwachen Seiten zu verheimlichen und zu verbergen, und vermeidet es, sich irgendwo blicken zu lassen, weil man die üble Nachrede fürchtet und weil die Leute alles mögliche in der Welt zu einem Pasquill verarbeiten — und nun wird einem sein ganzes privates, häusliches Leben durch die Literatur geschleift; alles ist gedruckt, wird gelesen, belacht, bespöttelt! Man kann sich nicht einmal mehr auf der Straße zeigen; in der Novelle ist ja alles so genau

geschildert, daß man unsereinen jetzt schon am bloßen Gang erkennt. Na, und wenn der Verfasser wenigstens gegen das Ende hin sich ein bißchen korrigiert, hier und da eine Abmilderung angebracht und zum Beispiel nach jener Stelle, wo dem armen Beamten Papierschnitzel auf den Kopf gestreut werden, die Bemerkung hinzugefügt hätte, daß er doch ein tugendhafter, braver Bürger war und solche Behandlung von seiten seiner Kollegen nicht verdiente und seinen Vorgesetzten gehorchte (hier ließe sich irgendein Beispiel anführen) und niemandem Böses wünschte und an Gott glaubte und bei seinem Tode beweint wurde — wenn er ihn denn nun einmal durchaus sterben lassen wollte. Aber das beste wäre allerdings gewesen, den armen Kerl nicht sterben zu lassen, sondern es so einzurichten, daß sein Mantel wiedergefunden wurde und daß Fjodor Fjodorowitsch, nein doch, was sage ich! daß jener General Näheres über seine Tugenden erfuhr, seine Versetzung in seine eigene Kanzlei erwirkte, ihm einen höheren Rang verlieh und ihm ein gutes Jahresgehalt gab; sehen Sie, dann wäre es so herausgekommen: das Böse wäre bestraft worden, und die Tugend hätte triumphiert, und seine Kollegen in der Kanzlei wären alle leer ausgegangen. Ich zum Beispiel hätte es so eingerichtet; denn so, wie die Erzählung jetzt ausgeht, was ist denn daran Besonderes und Schönes? Es ist ja bloß ein wertloses Beispiel aus dem ganz gewöhnlichen, alltäglichen Leben. Und wie haben Sie mir nur ein solches Buch schicken mögen, meine Beste? Das ist ja ein boshaftes Büchelchen, liebe Warwara; das ist geradezu unnatürlich, weil es einen solchen Beamten überhaupt nicht geben kann. Nein, ich werde eine

Beschwerde einreichen, liebe Warwara; ich werde eine formelle Beschwerde einreichen.

Ihr gehorsamster Diener
Makar Djewuschkin.

Den 27. Juli.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Die letzten Ereignisse und Ihre Briefe haben mich erschreckt, überrascht und in verständnisloses Staunen versetzt; aber Fedoras Erzählungen haben mir alles klargemacht. Aber warum mußten Sie denn gleich so verzweifeln, wie Sie es getan haben, und plötzlich in einen solchen Abgrund stürzen, Makar Alexejewitsch? Ihre Erklärungen haben mich durchaus nicht befriedigt. Sehen Sie nun ein, daß ich recht hatte, als ich ernstlich wünschte, die vorteilhafte Stelle anzunehmen, die mir angeboten wurde? Obendrein ängstigt mich auch mein letztes Abenteuer nicht wenig. Sie sagen, Ihre Liebe zu mir habe Sie veranlaßt, manches vor mir geheimzuhalten. Daß ich tief in Ihrer Schuld war, sah ich auch schon damals, als Sie versicherten, Sie gäben für mich nur erspartes Geld aus, das Sie, wie Sie sagten, für jeden Fall auf der Sparkasse liegen hätten. Jetzt aber, wo ich erfahren habe, daß Sie überhaupt kein Geld besaßen und daß Sie, als Sie zufällig von meiner ärmlichen Lage erfuhren, dadurch gerührt, Ihr Gehalt für mich ausgaben und sich einen Vorschuß geben ließen und während meiner Krankheit sogar Ihre Garderobe verkauften – jetzt bin ich durch die Aufdeckung aller dieser Tatsachen in eine so peinliche Lage versetzt, daß ich bis jetzt noch nicht weiß, wie ich das alles aufnehmen und was ich darüber denken soll!

Ach, Makar Alexejewitsch! Sie hätten es bei Ihren ersten Wohltaten, die Ihnen Ihr Mitleid und Ihre verwandtschaftliche Liebe eingaben, bewenden lassen und nicht nachher Geld für unnötige Dinge verschwenden sollen. Sie haben an unserer Freundschaft Verrat begangen, Makar Alexejewitsch, weil Sie nicht offen gegen mich waren, und jetzt, wo ich sehe, daß Sie Ihr letztes Geld für mich ausgegeben haben, für Toilettengegenstände, Konfekt, Ausflüge, Theaterbillette und Bücher, jetzt bezahle ich alles dies teuer mit der Reue über meine unverzeihliche Leichtfertigkeit (denn ich habe das alles von Ihnen angenommen, ohne mir um Sie selbst Sorge zu machen), und alles das, womit Sie mir ein Vergnügen machen wollten, hat sich jetzt in Leid für mich verkehrt und nur ein fruchtloses Bedauern zurückgelassen. Ich hatte Ihre Niedergeschlagenheit in der letzten Zeit sehr wohl bemerkt; aber obgleich ich selbst voll Kummer irgend etwas Schlimmes erwartete, so kam mir doch das, was sich jetzt ereignet hat, nicht in den Sinn. Wie konnten Sie nur bis zu einem solchen Grad den Mut sinken lassen, Makar Alexejewitsch! Was werden jetzt alle, die Sie kennen, von Ihnen denken und sagen? Sie, den ich und alle wegen Ihrer Herzensgüte, Bescheidenheit und Wohlanständigkeit hochachteten, Sie haben sich jetzt plötzlich einem so häßlichen Laster ergeben, das, soviel ich weiß, bisher nie an Ihnen wahrgenommen wurde. Wie war mir zumute, als mir Fedora erzählte, man habe Sie in betrunkenem Zustand auf der Straße gefunden und mit Hilfe der Polizei nach Hause gebracht! Ich war starr vor Staunen, obgleich ich etwas Ungewöhnliches erwartet hatte, da Sie schon vier Tage ver-

schwunden waren. Aber haben Sie denn gar nicht daran gedacht, Makar Alexejewtisch, was Ihre Vorgesetzten sagen werden, wenn sie den wahren Grund Ihres Ausbleibens erfahren? Sie sagen, daß alle über Sie lachen, daß alle von unseren Beziehungen gehört haben und daß ihre Nachbarn auch mich in ihren Spöttereien erwähnen. Beachten Sie das nicht, Makar Alexejewitsch, und beruhigen Sie sich; ich bitte Sie inständig darum. Mich ängstigt auch noch die Affäre, die Sie mit diesen Offizieren gehabt haben; ich habe ein dunkles Gerücht darüber gehört. Erklären Sie mir, was es damit auf sich hat! Sie schreiben, Sie hätten sich gescheut, mir alles mitzuteilen; Sie hätten gefürchtet, meine Freundschaft zu verlieren; Sie seien in Verzweiflung gewesen, weil Sie nicht gewußt hätten, wie Sie mir in meiner Krankheit helfen sollten; Sie hätten alles verkauft, um mich zu unterhalten, damit ich nicht ins Krankenhaus gebracht zu werden brauchte; Sie hätten sich Geld geliehen, soviel Sie hätten bekommen können, und hätten jetzt täglich Unannehmlichkeiten mit Ihrer Wirtin — aber indem Sie mir das alles verheimlichten, haben Sie das Schlechtere gewählt. Jetzt habe ich ja doch alles erfahren. Um mich zu schonen, wollten Sie mich nicht wissen lassen, daß ich an Ihrer unglücklichen Lage schuld war; aber jetzt haben Sie mir durch Ihre Aufführung doppelt soviel Kummer gemacht. Das alles hat mich sehr erschüttert, Makar Alexejewitsch. Ach, mein Freund, das Unglück ist eine ansteckende Krankheit. Die Armen und Unglücklichen müssen einander aus dem Wege gehen, um sich nicht noch mehr anzustecken. Ich habe Ihnen solches Unglück gebracht, wie Sie es früher in Ihrem stillen, einsamen Leben noch nicht

erfahren hatten. Alles das quält mich und drückt mich nieder.

Schreiben Sie mir jetzt alles offen, was mit Ihnen geschehen ist und wie Sie dazu gekommen sind, so etwas zu tun! Beruhigen Sie mich, wenn es möglich ist! Es ist nicht Egoismus, was mich jetzt von meiner eigenen Beruhigung schreiben läßt, sondern meine Freundschaft und Liebe zu Ihnen, die durch nichts aus meinem Herzen getilgt werden können. Leben Sie wohl! Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld. Sie haben schlecht von mir gedacht, Makar Alexejewitsch!

Ihre Sie herzlich liebende
Warwara Dobroselowa.

Den 28. Juli.

Meine teuerste Warwara Alexejewna!

Jetzt, wo alles beendet ist und alles allmählich in den früheren Zustand wieder zurückkehrt, möchte ich Ihnen folgendes sagen, liebes Kind: Sie beunruhigen sich über das, was man von mir denken wird; darauf beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, Warwara Alexejewna, daß mein guter Ruf mir über alles teuer ist. Infolgedessen füge ich dem Eingeständnis meiner Unglücksfälle und all dieser Ordnungswidrigkeiten die Mitteilung hinzu, daß noch keiner meiner Vorgesetzten etwas davon weiß und keiner etwas davon erfahren wird, so daß sie alle vor mir dieselbe Achtung hegen werden wie früher. Ich fürchte nur eines: Klatschereien fürchte ich. Bei uns zu Hause hat die Wirtin zuerst ein Geschrei erhoben; aber jetzt, wo ich ihr mit Hilfe Ihrer zehn Rubel einen Teil meiner Schuld bezahlt habe, brummt sie nur noch, weiter nichts. Was die übrigen anlangt, so ist auch von denen

nichts Besonderes zu befürchten; man darf sie nur nicht bitten, einem Geld zu borgen; tut man das nicht, so sind sie harmlos. Zum Schlusse dieser meiner Mitteilungen aber sage ich Ihnen, liebes Kind, daß Ihre Achtung mir höher steht als alles in der Welt und daß ich mich mit dieser jetzt in meinen zeitweiligen Unannehmlichkeiten tröste. Gott sei Dank, daß der erste Schlag und die ersten Unruhen vorüber sind und Sie mich deswegen nicht für einen treubrüchigen Freund und selbstischen Menschen halten, weil ich sie Ihnen verhehlte, Sie täuschte; tat ich es doch nur, weil ich nicht imstande war, mich von Ihnen zu trennen, und Sie als mein gutes Engelchen liebte. Ich habe mich jetzt wieder eifrig an meine dienstliche Tätigkeit gemacht und suche meine Pflicht gut zu erfüllen. Jewstafi Iwanowitsch hat kein Wort gesagt, als ich gestern an ihm vorüberging. Ich will Ihnen nicht verbergen, liebes Kind, daß mich meine Schulden und der üble Zustand meiner Garderobe schwer bedrükken; aber das ist eine Nebensache, und ich bitte Sie, auch deswegen nicht zu verzweifeln, liebes Kind. Sie schicken mir noch einen halben Rubel. Liebe Warwara, dieser halbe Rubel hat mir das Herz durchbohrt. So hat sich die Sache also jetzt gestaltet; so liegt die Sache jetzt! Jetzt helfe also nicht ich alter Dummkopf Ihnen, mein Engelchen, sondern Sie armes Waisenkind mir! Fedora hat gut dran getan, daß sie Geld beschafft hat. Ich habe vorläufig keine Aussicht, welches zu bekommen, liebes Kind; sobald sich irgendeine Hoffnung zeigt, werde ich Ihnen ausführlich über alles schreiben. Aber die Klatschereien, die beunruhigen mich am allermeisten. Leben Sie wohl, mein Engelchen! Ich küsse Ihr Händchen und

flehe Sie an, recht bald wieder gesund zu werden. Ich schreibe deswegen nur kurz, weil ich schnell in den Dienst will; denn ich möchte durch Eifer und Fleiß wieder einholen, was ich während meiner schuldhaften Abwesenheit versäumt habe; weitere Mitteilungen über alles Vorgefallene, auch über die Affäre mit den Offizieren, verschiebe ich auf den Abend.

Ihr Sie verehrender und herzlich liebender
Makar Djewuschkin.

Den 28. Juli.

Liebste Warwara!

Ach, liebe Warwara, liebe Warwara! Jetzt ist aber die Sünde auf Ihrer Seite, und Sie werden sie auf dem Gewissen behalten. Durch Ihren Brief hatten Sie mich vollständig aus der Fassung gebracht und mich ganz verstört, und erst jetzt, nachdem ich in Ruhe in das Innerste meines Herzens hineingeschaut habe, habe ich gesehen, daß ich recht hatte, vollständig recht hatte. Ich rede nicht von meiner Ausschweifung (lassen wir das abgetan sein, liebes Kind!), sondern davon, daß ich Sie liebe und daß es durchaus nicht unvernünftig von mir war, Sie zu lieben, durchaus nicht unvernünftig. Sie wissen davon nichts, liebes Kind; aber wenn Sie nur wüßten, woher das alles gekommen ist und warum ich Sie lieben muß, dann würden Sie anders reden. Sie sagen das alles nur so vernunftmäßig; aber ich bin davon überzeugt, daß Sie in Ihrem Herzen ganz anders darüber denken.

Liebes Kind, ich weiß selbst nicht und erinnere mich nicht mehr genau an alles, was ich mit den Offizieren gehabt habe. Ich muß Ihnen bemerken, mein Engelchen, daß ich mich bis dahin in der schrecklichsten Verlegen-

heit befand. Stellen Sie sich vor, daß mein Schicksal schon einen ganzen Monat lang sozusagen nur an einem Faden hing. Ich war in einer äußerst bedrängten Lage. Vor Ihnen verbarg ich mich, und zu Hause ebenfalls; aber meine Wirtin machte viel Lärm und Geschrei. Ich hätte mich nicht darum gekümmert; mochte das nichtswürdige Weib schreien; aber erstens war es doch eine Schande, und zweitens hatte sie, Gott weiß wie, von unseren Beziehungen Kenntnis erlangt und schrie dies im ganzen Haus in einer solchen Weise aus, daß ich ganz starr wurde und mir die Ohren zuhielt. Aber leider hielten die anderen sich die Ohren nicht zu, sondern benutzten sie im Gegenteil, um möglichst viel zu hören. Ich weiß auch jetzt noch nicht, liebes Kind, wo ich mich vor ihnen lassen soll.

Sehen Sie, mein Engelchen, alles das, dieser ganze Mischmasch von allerlei Nöten, hatte mich völlig kaputt gemacht. Da hörte ich auf einmal von Fedora eine sonderbare Gesichte: Es sei ein gemeiner Mensch zu Ihnen in Ihre Wohnung gekommen und habe Sie durch einen gemeinen Antrag beleidigt; daß er Sie beleidigt, tief beleidigt haben muß, das schließe ich aus meiner eigenen Empfindung, liebes Kind; denn ich selbst fühlte mich tief beleidigt. Da nun, mein Engelchen, wurde ich ganz fassungslos, geriet außer mir und verlor völlig den Kopf. In einer unerhörten Wut, liebe Warwara, lief ich aus dem Haus; ich wollte zu ihm, dem schändlichen Buben, hingehen; ich wußte selbst nicht, was ich tun wollte; denn daß jemand Sie, mein Engelchen, beleidigt, das dulde ich nicht! Na, mir war traurig zumute: Regen, Schlackerschmutz und der schreckliche Gram! Ich wollte schon wieder umkehren. Da war's, wo ich zu Fall kam, liebes Kind.

Ich traf Jemeljan Iljitsch; er ist Beamter, das heißt, er war Beamter; jetzt ist er aber nicht mehr Beamter, weil er bei uns vom Amt entfernt worden ist. Er treibt jetzt ich weiß nicht was und schlägt sich irgendwie durch; mit dem ging ich also zusammen. Da ... na, wozu soll ich Ihnen das erzählen? Freude kann es Ihnen ja nicht machen, von dem Unglück Ihres Freundes zu lesen, von seinen Nöten und von den Versuchungen, die er zu erleiden hatte. Am dritten Tag abends (Jemeljan hatte mich aufgestachelt) ging ich zu ihm, zu dem Offizier. Seine Adresse hatte ich mir von unserm Hausknecht sagen lassen. Da nun einmal die Rede auf ihn gekommen ist, liebes Kind, so will ich noch bemerken, daß ich auf diesen jungen Menschen schon lange ein Auge hatte und ihn beobachtete, als er noch bei uns im Hause wohnte. Jetzt sehe ich freilich ein, daß ich mich unpassend benommen habe, weil ich nicht nüchtern war, als ich mich bei ihm melden ließ. Was dann weiter geschah, darauf kann ich mich wirklich nicht mehr besinnen; ich erinnere mich nur, daß sehr viele Offiziere bei ihm waren; oder ob ich sie doppelt sah? — Gott weiß. Ich habe auch nicht mehr im Gedächtnis, was ich sagte; ich weiß nur, daß ich in meiner gerechten Entrüstung viel sprach. Na, dann jagten sie mich hinaus und warfen mich die Treppe hinunter, das heißt, nicht daß sie mich richtig hinuntergeworfen hätten, sondern sie stießen mich nur so aus dem Zimmer. Wie ich nach Hause zurückkam, das wissen Sie schon, liebe Warwara; sehen Sie, das ist die ganze Geschichte. Gewiß, ich habe mich sehr blamiert, und mein Ehrgefühl hat schwer gelitten; aber es weiß es ja doch niemand; von Unbeteiligten weiß es niemand als Sie; na, und dann

ist es doch ganz ebenso, als wenn es gar nicht geschehen wäre. Vielleicht habe ich darin recht, liebe Warwara; wie denken Sie darüber? Ich kenne zuverlässig einen ähnlichen Fall: Im vorigen Jahr wurde bei uns auf der Kanzlei Axenti Osipowitsch in derselben Weise gegen Peter Petrowitsch tätlich, aber im geheimen; er tat es im geheimen. Er rief ihn in das Zimmer des Hauswarts (ich sah alles durch eine Ritze), und da verfuhr er mit ihm, wie es nötig war, aber in anständiger Weise, da es niemand außer mir sah; na, und daß ich es sah, schadete nichts; ich will sagen, ich habe es niemandem mitgeteilt. Na, und nachher taten Peter Petrowitsch und Axenti Osipowitsch, als wäre nichts vorgefallen. Wissen Sie, Peter Petrowitsch besitzt ein großes Ehrgefühl und hat daher niemandem etwas davon gesagt; und so grüßen sie denn jetzt einander freundlich und drücken sich die Hände. Ich bestreite es nicht, ich will nicht mit Ihnen darüber streiten, liebe Warwara, daß ich tief gefallen bin; und was das allerschrecklichste ist, ich habe in meiner eigenen Achtung verloren; aber das ist mir gewiß schon bei der Geburt so bestimmt worden; das ist gewiß so mein Schicksal, und seinem Schicksal kann, wie Sie selbst wissen werden, niemand entgehen. – Na, da haben Sie nun also eine ausführliche Darstellung meines Unglücks und meiner Leiden, liebe Warwara; Sie sehen, es ist alles von der Art, daß man nichts verliert, wenn man es nicht liest. – Ich bin recht krank, liebes Kind, und habe meine ganze Frische verloren. So verbleibe ich jetzt mit der Versicherung meiner Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung, geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna,

Ihr gehorsamster Diener

Makar Djewuschkin.

Den 29. Juli.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Ich habe Ihre beiden Briefe gelesen und dabei immer geseufzt und gestöhnt! Hören Sie, mein Freund, entweder verschweigen Sie mir etwas und haben mir nur einen Teil aller Ihrer Unannehmlichkeiten geschrieben, oder... wirklich, Makar Alexejewitsch, Ihren Briefen ist noch eine gewisse Verstörtheit anzumerken... Kommen Sie zu mir, ich bitte Sie inständig, kommen Sie heute; und hören Sie, kommen Sie geradezu zum Mittagessen zu uns! Ich weiß noch gar nicht, wie Sie dort leben und ob Sie sich mit Ihrer Wirtin verständigt haben. Sie schreiben über all das nichts und scheinen absichtlich davon zu schweigen. Also auf Wiedersehen, mein Freund; kommen Sie bestimmt heute zu uns; Sie würden überhaupt am besten tun, wenn Sie immer zu uns zum Mittagessen kämen. Fedora kocht sehr gut. Leben Sie wohl!

Ihre Warwara Dobroselowa.

Den 1. August.

Liebste Warwara Alexejewna!

Sie freuen sich, liebes Kind, daß Gott Ihnen eine Gelegenheit gegeben hat, Ihrerseits Gutes mit Gutem zu vergelten und sich mir dankbar zu erweisen. Ich glaube Ihnen das, liebe Warwara; ich glaube an die Güte Ihres engelhaften Herzens und sträube mich nicht dagegen; nur müssen Sie mir keine Vorwürfe machen wie damals, daß ich auf meine alten Tage ein Verschwender geworden sei. Na, es war eben eine Sünde von mir; was ist da zu machen? Wenn Sie nämlich durchaus wollen, daß es eine Sünde war; aber freilich, gerade von Ihnen, liebe Freundin, so etwas

zu hören ist mir besonders schmerzlich. Seien Sie mir aber nicht böse, daß ich das sage; meine ganze Brust ist voll Gram und Leid. Arme Leute sind launisch; das ist nun einmal von der Natur so eingerichtet. Ich habe das auch früher schon gespürt. Er, der Arme, hat an allem etwas auszusetzen; er sieht auch Gottes Welt anders an, als es andere Menschen tun, und jedem Vorübergehenden wirft er einen schiefen Blick zu und schaut ängstlich und mißtrauisch um sich und horcht auf jedes Wort, ob da nicht etwa über ihn gesprochen wird, zum Beispiel, daß er so schlecht gekleidet sei. Und jedermann weiß, liebe Warwara, daß ein armer Mensch wertloser ist als ein alter Lappen und von niemand geachtet wird, mögen die Leute darüber auch schreiben, was sie wollen! Was die Büchermacher auch schreiben mögen, es bleibt mit dem armen Menschen doch immer, wie es war. Und warum bleibt alles beim alten? Weil nach der Ansicht der Leute bei einem armen Menschen alles anders sein muß als bei einem Wohlhabenden; er soll keine edlen Gefühle haben, kein Ehrgefühl besitzen, ja nicht! Da erzählte mir neulich Jemeljan, es sei einmal eine Kollekte für ihn veranstaltet worden, und da hätten die Subskribenten ihn für jedes Zehnkopekenstück gewissermaßen offiziell besichtigt. Sie glaubten, ihm ihre Zehnkopekenstücke einfach zu schenken; aber in Wirklichkeit war es nicht so: vielmehr bezahlten sie dafür, daß man ihnen einen armen Menschen zeigte. Heutzutage, liebes Kind, werden auch die Wohltaten in einer recht wunderlichen Weise erwiesen; aber vielleicht ist es auch immer so gewesen; wer kann's wissen? Entweder verstehen es die Leute jetzt nicht, Wohltaten zu erweisen, oder sie

sind bereits große Meister darin — eins von beiden. Sie, liebe Warwara, haben das vielleicht nicht gewußt; nun, so hören Sie es denn! Auf vielen andern Gebieten kann ich nicht mitreden; aber auf diesem bin ich Sachkundiger! Und woher weiß denn ein armer Mensch das alles und denkt sich all so etwas? Woher? Nun, aus Erfahrung! Er weiß zum Beispiel, daß da so ein Herr, der neben ihm geht, gleich in ein Restaurant hineingehen wird und jetzt zu sich selbst sagt: ›Was wird dieser Beamte, dieser Hungerleider, heute essen? Ich werde ein Sauté en papillotes essen und er vielleicht Grütze ohne Butter.‹ Aber was geht es ihn an, daß ich Grütze ohne Butter essen werde? Es gibt solche Leute, liebe Warwara, es gibt Leute, die nur an so etwas denken. Und die gehen dann umher, diese nichtswürdigen Pasquillanten, und passen auf, ob einer auf dem Steinpflaster mit dem ganzen Fuß auftritt oder nur mit der Spitze und ob bei dem und dem Beamten bei der und der Behörde, dem Titularrat Soundso, die nackten Zehen aus den Stiefeln herausschauen und ob seine Ellbogen durchgestoßen sind; und dann setzen sie sich hin und beschreiben das alles und lassen solches Zeug drucken. Was geht es denn so einen an, daß meine Ellbogen durchgestoßen sind? Ja, wenn Sie mir einen derben Ausdruck verzeihen wollen, liebe Warwara, so möchte ich Ihnen sagen, daß ein armer Mensch in dieser Hinsicht dieselbe Schamhaftigkeit besitzt wie Sie zum Beispiel Ihre mädchenhafte Schamhaftigkeit. Sie werden sich ja doch nicht vor aller Augen (verzeihen Sie mir den derben Ausdruck!) entkleiden wollen; sehen Sie, ganz ebenso kann es auch ein armer Mensch nicht leiden, daß ihm einer in sein Hundeställchen

hineinsieht und seine Privatverhältnisse ausschnüffelt; ja, so ist das. Und was hatte so ein Mensch damals für Anlaß, liebe Warwara, mich im Bunde mit meinen Feinden, die der Ehre und dem guten Ruf eines anständigen Menschen nachstellen, zu beleidigen?

Na, und heute saß ich in der Kanzlei so recht kläglich wie ein gerupfter Sperling da und wollte vor Scham fast vergehen. Ich schämte mich furchtbar, liebe Warwara! Es ist ja auch nur natürlich, daß man sich geniert, wenn die bloßen Ellbogen durch den Rock zu sehen sind und die Knöpfe nur noch an einem Faden baumeln. Bei mir mußte auch gerade alles so in Unordnung sein! Da wird man unwillkürlich kleinmütig, ja, ja! Selbst Stepan Karlowitsch, der heute etwas Dienstliches zu mir sagte und viel redete und redete, fügte, wie es schien, unwillkürlich hinzu: »Ach ja, mein lieber Makar Alexejewitsch!« Er sprach nicht zu Ende und unterdrückte, was er sonst noch dachte; aber ich erriet selbst alles und errötete dermaßen, daß sogar meine Glatze rot wurde. Der kleine Vorgang ist ja in Wirklichkeit bedeutungslos; aber er beunruhigt einen doch und bringt einen auf peinliche Gedanken. Haben sie nicht am Ende schon etwas erfahren? Das wolle Gott verhüten; o weh, wenn sie etwas erfahren haben sollten! Ich muß gestehen, ich habe einen Verdacht, einen starken Verdacht auf einen bestimmten Menschen. Diesen Bösewichtern kommt es ja darauf gar nicht an! Sie verraten einen! Sein ganzes Privatleben verraten sie ohne weiteres; nichts ist ihnen heilig.

Ich weiß jetzt, wer mir diesen Streich gespielt hat: Ratasjajew ist es gewesen. Er wird mit jemand bei unserer Behörde bekannt sein und hat ihm gewiß gesprächsweise alles mit Ausschmückungen mitgeteilt;

oder er hat es auch vielleicht bei seiner Behörde erzählt, und die Kunde ist dann von dort heraus- und nach unserer Kanzlei herübergekrochen. Bei uns in der Wohnung aber wissen es alle ohne Ausnahme und zeigen durch das Fenster mit den Fingern nach Ihnen; ich weiß, daß sie das tun. Und als ich gestern zu Ihnen zum Mittagessen ging, da steckten sie alle die Köpfe aus den Fenstern, und die Wirtin sagte: »Da hat der Teufel mit einem Säugling einen Freundschaftsbund geschlossen«, und dann hat sie Sie noch mit einer unanständigen Bezeichnung belegt. Aber das alles ist noch nichts gegen Ratasjajews schändliche Absicht, Sie und mich in seinen Schriften anzubringen und uns in einer witzigen Satire abzukonterfeien; er hat das selbst gesagt, und brave Leute von unseren Wohnungsgenossen haben es mir wiedergesagt. Ich kann jetzt an gar nichts anderes mehr denken, liebes Kind, und weiß nicht, was ich für einen Entschluß fassen soll. Wir können unsere Sünde nicht verbergen; wir haben Gott den Herrn erzürnt, mein Engelchen!

Sie wollten mir ein Buch gegen die Langeweile schicken, liebes Kind. Aber lassen Sie das nur in Gottes Namen bleiben! Was ist denn so ein Buch? Es sind ja doch nur erlogene Geschichten! Auch Romane sind dummes Zeug und nur so aus Unsinn geschrieben, damit müßige Leute etwas zu lesen haben; glauben Sie mir, liebes Kind, glauben Sie meiner langjährigen Erfahrung! Und wenn man Ihnen da von einem gewissen Shakespeare etwas vorredet, daß es in der Literatur auch einen Shakespeare gebe, so ist auch dieser Shakespeare Unsinn, alles der reine Unsinn und alles nur geschrieben, um andere Leute zu verspotten.

Ihr Makar Djewuschkin.

Den 2. August.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Machen Sie sich um mich keine Sorgen; so Gott will, wird alles wieder in Ordnung kommen. Fedora hat sowohl für sich als auch für mich einen ganzen Haufen Arbeit beschafft, und wir haben uns höchst vergnügt ans Werk gemacht; vielleicht gelingt es uns, alles wieder einzurenken. Sie vermutet, daß an all den Unannehmlichkeiten, die ich in der letzten Zeit gehabt habe, Anna Fjodorowna nicht unbeteiligt gewesen ist; aber jetzt ist mir alles gleich. Mir ist heute außerordentlich fröhlich zumute. Sie wollen sich Geld borgen; davor behüte Sie Gott! Wenn Sie nachher das Geld zurückzahlen sollen, dann ist das Unglück da. Leben Sie lieber mit uns zusammen recht eingeschränkt, kommen Sie recht oft zu uns zum Mittagessen, und kümmern Sie sich nicht um Ihre Wirtin! Was die übrigen anlangt, die Ihnen Ihrer Meinung nach feindlich und mißgünstig gesinnt sind, so bin ich überzeugt, daß Sie sich da mit grundlosem Verdacht quälen, Makar Alexejewitsch. — Ich habe Ihnen das vorige Mal gesagt, daß Sie einen sehr holperigen Stil schreiben; achten Sie doch darauf! — Nun leben Sie wohl, auf Wiedersehen! Ich erwarte Sie heute bestimmt bei uns. Ihre

W. D.

Den 3. August.

Mein Engelchen, liebe Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, meine Teuerste, daß ich wieder eine leise Hoffnung gefaßt habe. Aber erlauben Sie, mein Töchterchen, Sie schreiben, mein Engelchen, ich soll kein Darlehen aufnehmen? Mein

Täubchen, ohne das geht es nicht; mit mir selbst ist es schon schlecht bestellt, und wie ist es nun gar mit Ihnen? Ihnen kann doch auf das leichteste etwas Übles zustoßen! Sie sind ja so schwächlich. Darum muß ich Ihnen schreiben, daß eine Anleihe unbedingt nötig ist. Na, also nun fahre ich fort.

Ich bemerke Ihnen, Warwara Alexejewna, daß ich im Bureau neben Jemeljan Iwanowitsch sitze. Das ist nicht der Jemeljan, den Sie schon kennen. Dieser ist ebenso wie ich Titularrat, und er und ich sind in unserer ganzen Kanzlei nahezu die Ältesten, die ›Säulen des Dienstes‹. Er ist ein guter Mensch, ein uneigennütziger Mensch, aber nicht redselig; vielmehr macht er immer ein Gesicht wie ein Bär. Dafür ist er ein tüchtiger Arbeiter; er hat eine rein englische Handschrift, und, um die Wahrheit zu sagen, er schreibt nicht schlechter als ich; kurz, er ist ein achtenswerter Mensch. Intim bin ich mit ihm nie gewesen; wir haben einander nur so gewohnheitsmäßig guten Tag und adieu gesagt; und wenn ich manchmal ein Federmesser nötig hatte, dann bat ich ihn um seins: »Bitte, borgen Sie mir Ihr Federmesser, Jemeljan Iwanowitsch!« Kurz, wir redeten miteinander nicht mehr, als das Zusammensein erforderte. Aber da sagte er heute zu mir: »Makar Alexejewitsch«, sagte er, »Sie sind ja so nachdenklich?« Ich sah, daß er es gut mit mir meinte, und entdeckte mich ihm: »So und so«, sagte ich, »Jemeljan Iwanowitsch«; das heißt, alles sagte ich nicht; Gott behüte, das werde ich nie tun; dazu habe ich nicht den Mut; aber so einiges entdeckte ich ihm, daß ich in Bedrängnis sei und dergleichen. »Aber, Verehrtester«, sagte Jemeljan Iwanowitsch, »da sollten Sie sich doch Geld borgen; zum

Beispiel von Peter Petrowitsch könnten Sie sich welches borgen; der leiht auf Zinsen; ich habe mir auch einmal etwas von ihm geborgt; und die Zinsen, die er nimmt, sind leidlich, nicht zu drückend.« Na, liebe Warwara, das Herz hüpfte mir vor Freuden. Ich dachte lange darüber nach; vielleicht, dachte ich, rührt Gott dem wohltätigen Peter Petrowitsch das Herz, und er leiht mir etwas. Ich rechnete mir schon aus, wie ich der Wirtin meine Schuld bezahlen und Ihnen helfen und meine Garderobe gründlich instand setzen lassen würde. Denn so ist es doch eine Schande; man geniert sich ordentlich, so auf seinem Platz zu sitzen, ganz abgesehen davon, daß die Spottvögel bei uns sich über einen lustig machen, Gott verzeihe es ihnen! Und auch Seine Exzellenz gehen manchmal an unserm Tisch vorüber; na, wenn nun Dieselben, was Gott verhüten wolle, einen Blick auf mich würfen und bemerkten, daß mein Anzug unanständig aussieht! Bei Seiner Exzellenz aber ist die Hauptsache, daß alles sauber und ordentlich ist. Dieselben würden vielleicht nichts sagen; aber ich würde doch vor Scham vergehen — ja, das würde ich ganz sicher. So faßte ich mir denn ein Herz, überwand mein Schamgefühl und begab mich zu Peter Petrowitsch; ich war voll Hoffnung, aber mehr tot als lebendig vor Aufregung, beides zugleich. Aber der Versuch scheiterte, liebe Warwara! Er war beschäftigt; er sprach gerade mit Fedosjei Iwanowitsch. Ich trat von der Seite an ihn heran, zupfte ihn am Ärmel und sagte: »Peter Petrowitsch, Peter Petrowitsch!« Er sah sich um, und ich fuhr fort: »So und so«, sagte ich, »dreißig Rubel«, und so weiter. Am Anfang verstand er mich nicht recht; aber dann, als ich ihm alles auseinandergesetzt

hatte, fing er an zu lachen, sagte aber nichts, sondern schwieg. Ich sagte ihm nochmals dasselbe. Da sagte er zu mir: »Haben Sie ein Pfand?« Dabei bückte er sich über sein Aktenstück und schrieb, ohne mich anzusehen. Ich wurde etwas bestürzt. »Nein, Peter Petrowitsch«, sagte ich, »ein Pfand habe ich nicht«, und ich setzte ihm auseinander, sowie ich mein Gehalt bekäme, würde ich ihm das Geld zurückgeben, bestimmt zurückgeben; ich würde das für meine erste Pflicht halten. In diesem Augenblick rief ihn jemand ab; ich wartete; er kam zurück, begann seine Feder zu reinigen und tat, als ob er mich gar nicht bemerkte. Ich fing jedoch noch einmal von meiner Sache an und sagte: »Läßt es sich denn gar nicht machen, Peter Petrowitsch?« Er schwieg und tat, als hörte er nicht; ich stand und stand. ›Na‹, dachte ich, ›ich will es noch ein letztes Mal versuchen‹, und zupfte ihn am Ärmel. Wenn er auch nur einen Ton gesagt hätte; aber nein, er reinigte seine Feder und fing an zu schreiben; da ging ich denn weg. Sehen Sie, liebes Kind, das sind ja vielleicht alles ganz achtenswerte Leute, aber stolz sind sie, sehr stolz; das ist nichts für mich! Die stehen hoch über uns, liebe Warwara! Darum habe ich Ihnen das alles auch geschrieben. — Jemeljan Iwanowitsch lachte ebenfalls und schüttelte den Kopf; aber er machte mir wieder neue Hoffnung, der gute Mensch. Jemeljan Iwanowitsch hat wirklich einen anständigen Charakter. Er versprach, mich jemandem zu empfehlen; dieser Mann, liebe Warwara, wohnt in der Wyborger Vorstadt und verleiht auch Geld auf Zinsen; er gehört zur vierzehnten Rangklasse*. Jemeljan Iwanowitsch sagt,

* Das ist die unterste. A. d. Ü.

der werde mir ganz bestimmt Geld geben; ich werde morgen zu ihm hingehen, mein Engelchen. Wie denken Sie darüber? Um Unheil zu vermeiden, muß ich notwendig borgen. Meine Wirtin macht Miene, mich aus der Wohnung hinauszuwerfen, und will mir kein Essen mehr geben. Und auch meine Stiefel sind sehr schlecht, liebes Kind, und an meinen Kleidern fehlen Knöpfe, und auch sonst fehlt mir dies und das! Wenn nun einer meiner Vorgesetzten diesen unwürdigen Zustand bemerkt? Das wäre schrecklich, liebe Warwara, schrecklich, geradezu schrecklich!

Makar Djewuschkin.

Den 4. August.

Lieber Makar Alexejewitsch!

Um Gottes willen, Makar Alexejewitsch, borgen Sie sich so schnell wie möglich etwas Geld; ich würde Sie unter den jetzigen Verhältnissen ganz gewiß nicht um Hilfe bitten; aber wenn Sie wüßten, in welcher Lage ich mich befinde! In dieser Wohnung können wir unter keinen Umständen bleiben. Ich habe die schrecklichsten Unannehmlichkeiten gehabt, und wenn Sie wüßten, in welcher Unruhe und Aufregung ich mich jetzt befinde! Stellen Sie sich vor, mein Freund: heute vormittag erscheint bei uns ein unbekannter Herr, in höherem Lebensalter, fast schon ein Greis, mit Orden geschmückt. Ich war erstaunt und begriff nicht, was er von uns wollte. Fedora war gerade zum Kaufmann gegangen. Er fragte mich zunächst, wie ich lebte und was ich täte, und erklärte mir, ohne meine Antwort abzuwarten, er sei der Onkel jenes Offiziers; er sei sehr aufgebracht über seinen Neffen wegen seines schlechten Benehmens und

weil er uns im ganzen Haus in üblen Ruf gebracht habe; er sagte, sein Neffe sei ein grüner Junge und ein Windhund; er selbst sei gern bereit, mich unter seinen Schutz zu nehmen; er rate mir, nicht auf die jungen Leute zu hören, und fügte hinzu, er fühle für mich eine herzliche Teilnahme wie ein Vater und hege wahrhaft väterliche Empfindungen gegen mich und sei bereit, mir in jeder Hinsicht zu helfen. Ich wurde ganz rot, wußte nicht, was ich davon denken sollte, beeilte mich aber nicht, ihm zu danken. Er faßte mich trotz meines Widerstrebens bei der Hand, klopfte mir auf die Backe, sagte, ich sei sehr hübsch und es gefalle ihm besonders, daß ich Grübchen auf den Backen hätte (Gott weiß, was er alles redete!); und zuletzt wollte er mich sogar küssen, indem er sagte, er sei ja schon ein alter Mann (er war sehr widerlich!). In diesem Augenblick trat Fedora ins Zimmer. Er wurde etwas verlegen und fing wieder davon an, daß er mich wegen meiner Bescheidenheit und Sittsamkeit hochschätze und sich freuen würde, wenn ich Vertrauen zu ihm gewönne. Darauf rief er Fedora beiseite und wollte ihr unter irgendeinem sonderbaren Vorwand Geld geben. Fedora nahm es natürlich nicht an. Endlich schickte er sich an, wieder wegzugehen, wiederholte noch einmal alle seine Versicherungen, sagte, er werde wiederkommen und mir ein Paar Ohrringe bringen (er schien selbst sehr verlegen zu sein), riet mir, die Wohnung zu wechseln, und empfahl mir eine sehr schöne Wohnung, die er in Aussicht genommen habe und die mich gar nichts kosten solle, er habe mich deswegen liebgewonnen, weil ich ein so ehrenhaftes, verständiges Mädchen sei, riet mir, mich vor der liederlichen Jugend zu hüten,

und teilte mir zum Schlusse mit, er kenne Anna Fjodorowna, und diese habe ihn beauftragt, mir zu sagen, daß sie selbst mich bald besuchen werde. Nun begriff ich alles. Ich weiß nicht, wie mir wurde; es war das erste Mal in meinem Leben, daß mir etwas Derartiges begegnete; ich war außer mir und sagte ihm ganz gehörig die Wahrheit. Fedora stand mir bei und warf ihn beinah aus der Wohnung hinaus. Wir waren uns darüber klar, daß Anna Fjodorowna hinter alledem stecke; woher hätte er sonst etwas von uns wissen können?

Jetzt wende ich mich an Sie, Makar Alexejewitsch, und bitte Sie flehentlich um Hilfe. Um Gottes willen, lassen Sie mich in dieser Lage nicht im Stich! Borgen Sie sich Geld, verschaffen Sie uns wenigstens ein bißchen; wir können den Umzug nicht bezahlen, und daß wir länger hier bleiben, ist schlechterdings unmöglich; auch Fedora rät zum Wegziehen. Wir brauchen mindestens fünfundzwanzig Rubel; ich werde Ihnen dieses Geld zurückgeben; ich werde es schon durch Arbeit verdienen; Fedora wird mir in den nächsten Tagen noch Arbeit verschaffen; wenn daher die hohen Zinsen Sie stutzig machen sollten, so sehen Sie, bitte, nicht darauf, und gehen Sie auf alles ein! Ich werde Ihnen alles wiedergeben; versagen Sie mir nur um Gottes willen nicht Ihre Hilfe. Nur mit großer Überwindung habe ich mich dazu entschlossen, Sie mit meiner Bitte jetzt zu beunruhigen, wo Sie sich selbst in einer so mißlichen Lage befinden; aber auf Ihnen beruht meine ganze Hoffnung! Leben Sie wohl, Makar Alexejewitsch, vergessen Sie mich nicht, und Gott lasse es Ihnen gelingen!

W. D.

Den 4. August.

Mein Täubchen, liebe Warwara Alexejewna!

Ich bin ganz erschüttert von all diesen unerwarteten Schicksalsschlägen! Solche schrecklichen Nöte schlagen mich völlig zu Boden! Nicht nur, daß dieses Gesindel von frechen Schlemmern und nichtswürdigen Greisen Sie, mein Engelchen, auf das Krankenlager bringen will, auch mir wollen sie den Garaus machen, diese Wüstlinge. Und das werden sie erreichen; ich sehe voraus, daß sie das erreichen werden! Ich würde ja jetzt eher bereit sein zu sterben, als daß ich unterlassen sollte, Ihnen zu helfen! Helfe ich Ihnen nicht, dann ist das mein Tod, liebe Warwara, mein wahrer, wirklicher Tod; und helfe ich Ihnen, dann flattern Sie mir davon wie ein Vögelchen aus dem Nestchen und laufen Gefahr, von diesen Eulen und Raubvögeln totgebissen zu werden. Das ist es, was mich quält, liebes Kind. Aber auch Sie, liebe Warwara, wie grausam sind Sie gegen mich! Wie können Sie nur so sein! Böse Menschen quälen und beleidigen Sie, mein Vögelchen, Sie leiden schwer, und da grämen Sie sich noch darüber, daß Sie mich beunruhigen müssen, und versprechen noch, die Schuld abzuarbeiten; das heißt, um die Wahrheit zu sagen, Sie werden sich mit Ihrer schwachen Gesundheit zu Tode bringen, um mir am Verfalltage herauszuhelfen. Bedenken Sie doch nur, liebe Warwara, was Sie da reden! Wozu brauchen Sie denn zu sticken und zu arbeiten und sich Ihr armes Köpfchen mit Sorgen zu zerquälen und sich Ihre hübschen Äugelchen zu verderben und Ihre Gesundheit zu zerstören? Ach, liebe Warwara, liebe Warwara! Sehen Sie, mein Täubchen, ich bin zu nichts zu gebrauchen und weiß das

selbst, daß ich zu nichts zu gebrauchen bin; aber ich werde es doch dahin bringen, daß ich zu etwas zu gebrauchen bin! Ich werde alle Hindernisse überwinden, werde mir selbst Privatarbeit verschaffen, werde für allerlei Schriftsteller allerlei Abschriften machen, werde zu ihnen gehen, selbst zu ihnen gehen und mich zur Arbeit anbieten; denn sie suchen ja gute Abschreiber, liebes Kind; ich weiß, daß sie welche suchen. Aber daß Sie sich zu Tode arbeiten, werde ich nicht zulassen; diese selbstmörderische Absicht werde ich Sie nicht ausführen lassen. Ich werde mir ganz bestimmt Geld borgen, mein Engelchen, und werde lieber sterben, als daß ich das nicht täte. Sie schreiben, mein Täubchen, ich solle vor hohen Zinsen nicht zurückschrecken; das werde ich auch nicht tun, liebes Kind; ich werde nicht davor zurückschrecken; vor nichts werde ich jetzt zurückschrecken. Ich werde um vierzig Rubel bitten; das ist doch nicht viel, liebe Warwara; wie denken Sie darüber? Kann mir jemand vierzig Rubel so ohne weiteres anvertrauen? Ich will sagen, glauben Sie, daß ich imstande bin, jemandem auf den ersten Blick soviel Vertrauen einzuflößen? Kann man sich nach meiner Physiognomie auf den ersten Blick über mich ein günstiges Urteil bilden? Überlegen Sie sich das einmal, mein Engelchen: Vermag ich Vertrauen einzuflößen? Wie urteilen Sie persönlich darüber? Wissen Sie, ich habe doch so ein Angstgefühl — es ist krankhaft, aufrichtig gesagt, krankhaft! Von den vierzig Rubeln werde ich fünfundzwanzig für Sie beiseite legen, liebe Warwara; sieben Rubel werde ich der Wirtin geben, und das übrige bestimme ich für meine eigenen Ausgaben. Sehen Sie, der Wirtin müßte ich eigentlich mehr ge-

ben; das wäre sogar durchaus notwendig; aber wenn Sie die ganze Sache überlegen, liebes Kind, und alle meine Bedürfnisse zusammenrechnen, dann werden Sie einsehen, daß ich ihr schlechterdings nicht mehr geben kann; folglich ist darüber nicht weiter zu reden, und wir wollen gar nicht mehr daran denken. Für vier Rubel kaufe ich mir ein Paar Stiefel; ich weiß wirklich nicht, ob ich mit den alten morgen noch werde zum Dienst gehen können. Ein Halstuch wäre ebenfalls notwendig; denn mein jetziges ist schon bald ein Jahr alt; aber da Sie mir versprochen haben, mir aus einer alten Schürze von sich nicht nur ein Halstuch, sondern auch ein Vorhemdchen zu nähen, so will ich auch an ein Halstuch nicht mehr denken. Das wären also die Stiefel und das Halstuch. Nun die Knöpfe, meine liebe Freundin. Sie müssen selbst zugeben, meine Kleine, daß Knöpfe für mich ein Ding der Notwendigkeit sind; aber an meinem Anzug ist beinah die Hälfte abgegangen. Ich zittere, wenn ich denke, daß Seine Exzellenz eine solche Unordnung bemerken könnten und sagen würden . . . ja, was würden Dieselben sagen! Ich würde es nicht mehr hören, liebes Kind, was Seine Exzellenz sagen würden; denn ich würde sterben, sterben, auf dem Fleck sterben, ohne weiteres vor Scham sterben, bei dem bloßen Gedanken! Ach, liebes Kind! — Es bleiben mir also nach all diesen notwendigen Ausgaben noch ungefähr drei Rubel übrig; die sind so zum Leben und zu einem halben Pfündchen Tabak; denn, mein Engelchen, ohne Tabak kann ich nicht leben, und ich habe jetzt schon seit neun Tagen meine Pfeife nicht in den Mund genommen. Offen gestanden, ich könnte mir ja auch welchen kaufen, ohne Ihnen ein Wort davon zu

sagen; aber das wäre wider mein Gewissen. Sie sind da in Not und entbehren das Notwendigste, und ich gönne mir hier heimlich allerlei Genüsse? Darum sage ich Ihnen das alles lieber, damit mich mein Gewissen nicht beißt. Ich bekenne Ihnen offenherzig, liebe Warwara, daß ich mich jetzt in einer höchst kümmerlichen Lage befinde, das heißt, daß es mir in meinem ganzen bisherigen Leben noch nie so schlecht gegangen ist. Die Wirtin verachtet mich; niemand behandelt mich respektvoll; dazu der schrecklichste Geldmangel und die Schulden; und im Dienst, wo meine Kollegen mir auch früher nicht grün waren — na, wie sie sich jetzt benehmen, darüber möchte ich lieber nicht reden, liebes Kind. Ich verheimliche ihnen meine Lage, verheimliche ihnen alles sorgsam und verberge mich selbst, und wenn ich zum Dienst komme, so schleiche ich mich seitwärts herein und halte mich von allen fern. Mein Mut reicht nur noch dazu aus, Ihnen das zu gestehen... Aber wenn er mir nun kein Geld gibt? Nein, liebe Warwara, es ist schon besser, daran nicht zu denken und sich nicht im voraus mit solchen Gedanken das Herz schwerzumachen. Ich schreibe es Ihnen auch nur, um Sie zu bitten, daß Sie selbst nicht daran denken und sich nicht mit bösen Gedanken peinigen möchten. Ach, mein Gott, was sollte dann aus Ihnen werden? Freilich würden Sie dann aus dieser Wohnung nicht ausziehen, und ich würde in Ihrer Nähe bleiben — aber nein, dann komme ich überhaupt nicht mehr nach Hause zurück, sondern gehe einfach irgendwo zugrunde und komme um. Sehen Sie, da schreibe und schreibe ich nun an Sie, und ich hätte mich statt dessen rasieren sollen; das sieht immer anständiger aus, und ein anständiges Aussehen ist einem immer

behilflich, seine Absicht zu erreichen. Na, Gott gebe, daß es gelingt! Ich werde beten und mich dann auf den Weg machen!

M. Djewuschkin.

Den 5. August.

Liebster Makar Alexejewitsch!

Verzweifeln Sie doch nur nicht gleich! Wir haben so schon Kummer genug. — Ich sende Ihnen dreißig Kopeken Silber; mehr kann ich Ihnen nicht schicken. Kaufen Sie sich dafür, was Sie am nötigsten brauchen, damit Sie wenigstens bis morgen einigermaßen leben können. Wir selbst haben so gut wie nichts mehr übrig, und was morgen werden soll, das weiß ich nicht. Es ist traurig, Makar Alexejewitsch! Aber überlassen Sie sich nun nicht dem Gram: es ist eben nicht gelungen; da ist nun weiter nichts zu machen! Fedora sagt, das sei noch kein großes Unglück; wir könnten einstweilen auch noch in dieser Wohnung bleiben, und wenn wir auch umzögen, so hätten wir davon doch nur wenig Vorteil; denn wenn sie wollten, könnten sie uns überall finden. Angenehm ist es allerdings nicht, jetzt hier zu bleiben. Wenn nicht alles so traurig wäre, würde ich Ihnen noch manches schreiben.

Was haben Sie für einen seltsamen Charakter, Makar Alexejewitsch! Sie nehmen sich alles gar zu sehr zu Herzen; infolgedessen werden Sie immer der unglücklichste Mensch sein. Ich lese alle Ihre Briefe mit großer Aufmerksamkeit und sehe, daß Sie sich in jedem Brief um mich so quälen und sorgen, wie Sie es niemals um Ihre eigene Person getan haben. Allerdings sagen alle Leute, Sie hätten ein gutes Herz; aber ich sage, daß Ihr Herz *allzu* gut ist. Ich möch-

te Ihnen einen freundschaftlichen Rat geben, Makar Alexejewitsch. Ich bin Ihnen dankbar, sehr dankbar für alles, was Sie für mich getan haben; ich empfinde das alles sehr tief; urteilen Sie also selbst, wie mir zumute sein muß, wenn ich sehe, daß Sie auch jetzt in all Ihren Nöten, deren unfreiwillige Ursache ich gewesen bin, ganz in meinem Leben aufgehen, in meinen Freuden, in meinem Kummer, in meinen Empfindungen! Wenn man sich alles, was anderen widerfährt, so zu Herzen nimmt und alles so stark mitfühlt, dann bringt man es allerdings fertig, der unglücklichste Mensch zu sein. Als Sie heute nach dem Dienst zu mir ins Zimmer traten, bekam ich bei Ihrem Anblick einen ordentlichen Schreck. Sie sahen so blaß und verstört und verzweifelt aus, Ihr Gesicht war ganz entstellt: und alles nur, weil Sie sich fürchteten, mir von Ihrem Mißerfolg zu erzählen, sich fürchteten, mich zu erschrecken und zu betrüben; und als Sie sahen, daß ich beinah anfing zu lachen, da fiel Ihnen fast die ganze Last vom Herzen. Makar Alexejewitsch! Grämen Sie sich nicht, verzweifeln Sie nicht, seien Sie vernünftig; ich bitte Sie darum, bitte Sie inständig. Nun, Sie werden sehen, daß noch alles gut werden und alles sich zum Besseren wenden wird; aber wenn Sie sich immer um das Leid anderer Menschen grämen und härmen, dann erschweren Sie sich selbst das Leben. Leben Sie wohl, mein Freund; ich bitte Sie herzlich, sich um mich nicht zu sehr zu beunruhigen. W. D.

Den 5. August.

Mein Täubchen, liebe Warwara!

Nun gut, mein Engelchen, gut! Sie meinen, es sei noch kein Unglück, daß ich das Geld nicht bekom-

men habe. Nun gut, ich bin beruhigt und glücklich, was Sie betrifft. Ich freue mich sogar, daß Sie mich alten Mann nicht verlassen, sondern in dieser Wohnung bleiben werden. Und wenn ich alles aussprechen soll, so muß ich sagen, mein ganzes Herz wurde voll Freude, als ich sah, daß Sie in Ihrem Brief über mich so schön geschrieben und meinen Gefühlen solche Lobsprüche erteilt hatten. Ich sage das nicht aus Stolz, sondern weil ich sehe, daß Sie mich liebhaben müssen, wenn Sie sich über mein Herz so beunruhigen. Na gut; aber wozu sollen wir jetzt noch weiter von meinem Herzen reden! Das Herz ist eine Sache für sich; aber Sie verlangen da, liebes Kind, ich solle nicht kleinmütig sein. Ja, mein Engelchen, mag sein, ich gebe zu, daß er nichts taugt, der Kleinmut; aber trotz alledem, sagen Sie selbst, liebes Kind, in was für Stiefeln werde ich morgen zum Dienst gehen! Da sitzt die Schwierigkeit, liebes Kind; und ein derartiger Gedanke kann einen Menschen allerdings herunterbringen, vollständig herunterbringen. Die Hauptsache aber, meine Beste, ist dies, daß ich nicht um meiner Person willen betrübt bin, nicht persönlich leide; für meine eigene Person ist es mir ganz gleichgültig, ob ich, selbst bei strenger Kälte, ohne Mantel und ohne Stiefel gehe; ich halte das aus, ich ertrage alles, mich stört das nicht weiter; ich bin nur ein gewöhnlicher, einfacher Mensch. Aber was werden die Leute dazu sagen? Was werden meine Feinde, all diese elenden Schandmäuler, dazu sagen, wenn ich ohne Mantel ankomme? Man geht ja doch nur um der Leute willen im Mantel, und auch die Stiefel trägt man eigentlich nur um ihretwillen. Somit, mein liebes Kind, mein Herzchen, bedarf ich dringend neuer

Stiefel zur Aufrechterhaltung meiner Ehre und meines guten Namens; bei zerrissenen Stiefeln geht sowohl jene wie dieser zugrunde; glauben Sie mir das, liebes Kind, glauben Sie das meiner vieljährigen Erfahrung; hören Sie auf mich alten Mann, der ich die Welt und die Menschen kenne, und nicht auf die Tintenkleckser und Büchersudler.

Aber ich habe Ihnen noch nicht ausführlich erzählt, liebes Kind, wie sich das alles in Wirklichkeit heute zugetragen hat. Ich habe an diesem einen Morgen soviel ausgestanden und so viel seelischen Schmerz erlitten, wie manch einer das ganze Jahr hindurch nicht zu erleiden hat. Das begab sich folgendermaßen. Ich machte mich ganz früh auf den Weg, um ihn sicher anzutreffen und dann noch rechtzeitig zum Dienst zu kommen. Es regnete heute stark und es war ein schauderhafter Schmutz! Ich wickelte mich in den Mantel, mein Sternchen, und ging und ging und dachte immer dabei: ›Lieber Gott, vergib mir meine Sünden und laß meine Wünsche in Erfüllung gehen!‹ Als ich bei der . . .skaja-Kirche vorbeikam, bekreuzigte ich mich und bereute alle meine Sünden; aber ich besann mich, daß es sich für mich nicht gezieme, so mit dem lieben Gott zu verhandeln! Ich vertiefte mich in meine Gedanken und mochte nach nichts hinsehen; so ging ich immer weiter, ohne mich um den Weg zu kümmern. Die Straßen waren leer, und die Leute, die mir begegneten, sahen alle so beschäftigt und sorgenvoll aus; und das war ja auch nicht zu verwundern; denn wer geht denn so früh und bei solchem Wetter spazieren? Ein Trupp beschmutzter Arbeiter kam mir entgegen, und die rohen Menschen versetzten mir viele Püffe. Da überkam mich die Zaghaftigkeit; es

wurde mir ängstlich zumute; an das Geld mochte ich, die Wahrheit zu sagen, gar nicht denken; handelt man auf gut Glück, dann auch ohne Überlegung vorwärts! Dicht bei der Woskresenski-Brücke ging mir die eine Stiefelsohle ab, so daß ich selbst nicht weiß, worauf ich weiterging. Und da begegnete mir unser Schreiber Jermolajew, blieb stehen, machte vor mir Front und folgte mir mit den Augen, als wollte er mich um ein Trinkgeld bitten. ›Ach, Bruder‹, dachte ich, ›ein Trinkgeld; wie kann ich dir ein Trinkgeld geben!‹ Ich war furchtbar müde, blieb ein Weilchen stehen, erholte mich ein bißchen und schleppte mich dann weiter. Ich blickte um mich, ob ich wohl, mich zu zerstreuen und zu ermutigen, etwas fände, woran sich meine Gedanken klammern könnten; aber ich vermochte meine Gedanken an nichts anzuheften, und obendrein war ich so schmutzig geworden, daß ich mich vor mir selbst schämte. Endlich erblickte ich in der Ferne ein gelbes Holzhaus mit einem Halbgeschoß nach Art eines Belvederes. ›Na‹, dachte ich, ›das ist es; so hat es mir auch Jemeljan Iwanowitsch beschrieben, das Haus Markows.‹ (Dieser Markow, liebes Kind, das ist der Mann, der Geld auf Zinsen verleiht.) Da verlor ich ordentlich die Besinnung; ich wußte, daß es Markows Haus war, fragte aber doch einen Polizisten: »Sage mir doch, Brüderchen«, sagte ich, »wem gehört das Haus da?« Der Polizist war ein Grobian und gab mir widerwillig und brummig, als ob er auf jemand ärgerlich sei, zur Antwort, das sei das Markowsche Haus. Diese Polizisten sind alle so gefühllos; indes, was brauchte ich mich um den Polizisten zu kümmern? Aber all das rief doch bei mir eine üble, unangenehme Empfindung hervor; kurz,

es kam immer eins zum andern; in allem findet man eine Beziehung zur eigenen Lage, das ist immer so. Vor dem Haus ging ich dreimal auf der Straße auf und ab, und je länger ich ging, um so schlimmer wurde mir zumute. ›Nein‹, dachte ich, ›er wird mir nichts geben; er wird mir bestimmt nichts geben! Er kennt mich ja gar nicht, und meine Verhältnisse sind mißlich, und mein Äußeres macht auch keinen einnehmenden Eindruck. Na‹, dachte ich, ›wie es das Schicksal will; damit ich mir nachher keinen Vorwurf zu machen habe; er wird mich ja für den Versuch nicht gleich auffressen!‹, und ich öffnete leise das Pförtchen am Tor. Aber da kam auch gleich ein anderes Malheur: ein gräßlicher, dummer Hofhund machte sich an mich heran und bellte, als ob er aus der Haut fahren wollte! Sehen Sie, liebes Kind, solche gemeinen, unbedeutenden Begebenheiten bringen einen Menschen immer aus der Fassung und machen ihn ängstlich und vernichten alle Entschlossenheit, die man sich vorher zurechtgemacht hat. So trat ich denn mehr tot als lebendig ins Haus hinein, und sowie ich hineintrat, passierte wieder ein neues Unglück: ich bemerkte nicht, was da im Dunkeln unten an der Schwelle war, trat zu und stolperte über ein Weib, das dort kauerte und aus einem Melkgefäß Milch in Kannen goß; dabei wurde die ganze Milch verschüttet. Das dumme Weib kreischte auf und zeterte los: »Wo rennst du denn hin? Was willst du hier?«, und nun schimpfte sie mich gehörig aus. Ich bemerke dazu noch, liebes Kind, daß mir so etwas in solchen Fällen bisher immer begegnet ist; das ist mir wohl so vom Schicksal bestimmt; jedesmal stoße ich an irgend etwas Fremdes an. Auf den Lärm streckte die Wirtin, eine alte Hexe,

eine Finnländerin, den Kopf durch die Tür und trat auf den Flur heraus; ich wandte mich direkt an sie: »Wohnt hier Herr Markow?« fragte ich. »Nein«, antwortete sie; dann blieb sie ein Weilchen stehen und musterte mich genau. »Was wollen Sie denn von ihm?« Ich setzte ihr die Sache auseinander: »Soundso, Jemeljan Iwanowitsch...«, na, und so weiter; »ich habe eine kleine geschäftliche Angelegenheit.« Die Alte rief ihre Tochter; auch die Tochter kam heraus, ein nicht mehr junges Mädchen, barfuß. »Ruf den Vater; er ist oben bei den Mietern. Bitte, treten Sie ein!« Ich trat ins Zimmer. An dem Zimmer war nichts besonders Bemerkenswertes: an den Wänden hingen Bilder, lauter Porträts irgendwelcher Generale; es stand ein Sofa da und ein runder Tisch, auch Blumentöpfe mit Reseda und Balsaminen. Ich überlegte: ›Soll ich mich nicht lieber wieder davonmachen, solange ich es mit heiler Haut kann? Soll ich weggehen oder nicht?‹ Denn wahrhaftig, liebes Kind, ich hatte die größte Lust, davonzulaufen! ›Ich will lieber morgen wiederkommen‹, dachte ich, ›dann wird besseres Wetter sein, und ich werde es günstiger treffen; heute aber habe ich die Milch umgestoßen, und die Generale sehen mich so grimmig an.‹ Ich wandte mich schon zur Tür; da trat er herein. Sein Äußeres war nicht weiter auffallend: ein Mann mit schon ergrautem Haar und schlauen, kleinen Augen, in einem schmutzigen Schlafrock, der mit einem Strick umgürtet war. Er fragte nach meinem Begehren, und ich sagte ihm: »Soundso, Jemeljan Iwanowitsch, vierzig Rubel, die Sache ist die . . .«, aber ich sprach nicht zu Ende. Ich sah es ihm an den Augen an, daß ich mein Spiel verloren hatte. »Nein«, sagte er, »das ist eine schlimme Sache; ich

habe kein Geld; aber haben Sie ein Pfand?« Ich setzte ihm auseinander, daß ich kein Pfand hätte, daß aber Jemeljan Iwanowitsch ... kurz, ich trug ihm alles Notwendige vor. Er hörte alles an und sagte dann: »Nein, was soll hier Jemeljan Iwanowitsch! Ich habe kein Geld.« ›Na‹, dachte ich, ›richtig, ganz richtig; das habe ich doch gewußt; das habe ich vorausgeahnt.‹ Na, wahrhaftig, liebe Warwara, es wäre mir schon am liebsten gewesen, wenn sich die Erde unter mir aufgetan hätte; so kalt wurde mir, und die Beine erstarrten mir, und ein Kribbeln lief mir den Rücken entlang! Ich sah ihn an, und er sah mich an, und seine Miene sagte ordentlich: ›Scher dich weg, Freundchen; du hast hier nichts mehr zu suchen‹, so daß ich, wenn mir das unter anderen Verhältnissen passiert wäre, mich geschämt hätte, noch einen Augenblick länger zu bleiben. »Wozu brauchen Sie denn das Geld?« fragte er dann (danach hat er wirklich gefragt, liebes Kind!). Ich öffnete schon den Mund, um nicht so schweigend dazustehen; aber er hörte nicht weiter nach mir hin; »nein«, sagte er, »ich habe kein Geld; sonst würde ich mit Vergnügen ...« Ich stellte ihm die Sache noch einmal und noch einmal vor, sagte ihm, daß ich ja nicht viel nötig hätte und daß ich es ihm wiedergeben würde, pünktlich zum Termin wiedergeben würde, ja noch vor dem Termin, und daß er Zinsen nehmen könne, soviel er wolle, und daß ich es ihm gewiß und wahrhaftig wiedergeben würde. Ich dachte in diesem Augenblick an Sie, liebes Kind, an all Ihr Unglück und an all Ihre Nöte und an Ihr halbes Rubelchen. Aber er erwiderte: »Nein, um die Zinsen handelt es sich nicht; ja, wenn Sie ein Pfand hätten! Aber ich habe kein Geld; bei Gott, ich

habe nichts; sonst würde ich mit Vergnügen . . .« Er rief noch den Namen Gottes an, der Gauner!

Na, meine Beste, ich habe keine Erinnerung dafür, wie ich dann aus dem Hause kam, und wie ich durch die Wyborgsche Vorstadt ging, und wie ich auf die Woskresenski-Brücke gelangte. Ich war furchtbar müde, fröstelte wie im Fieber und kam erst um zehn Uhr zum Dienst. Ich wollte mich ein bißchen vom Schmutz reinigen; aber der Hauswart Snegirew sagte, das ginge nicht; damit würde die Bürste ruiniert, und die Bürste sei fiskalisches Eigentum. So benehmen sich jetzt diese Leute gegen mich, liebes Kind; in ihren Augen bin ich fast noch geringer als ein alter Lappen, an dem man sich die Füße abwischt. Sehen Sie wohl, liebe Warwara, was mich so niederdrückt? Nicht der Geldmangel, sondern all diese täglichen Aufregungen, all dieses Geflüster, dieses Lächeln, diese Scherzreden. Selbst Seine Exzellenz können gelegentlich eine Äußerung über mich fallen lassen — — ach, liebes Kind, meine goldenen Zeiten sind vergangen! Heute habe ich alle Ihre Briefe noch einmal durchgelesen; es ist traurig, liebes Kind! Leben Sie wohl, meine Beste; Gott schütze Sie!

M. Djewuschkin.

PS. Ich wollte Ihnen meine Leidensgeschichte in halb scherzhaftem Ton erzählen, liebe Warwara; aber er gelingt mir offenbar nicht, der scherzhafte Ton. Ich wollte Ihnen damit etwas Angenehmes erweisen. Ich werde zu Ihnen kommen, liebes Kind, werde bestimmt kommen.

Den 11. August.

Warwara Alexejewna! Mein Täubchen, liebes Kind! Ich bin verloren; wir sind beide verloren; beide zu-

sammen sind wir unrettbar verloren. Mein Ruf, mein guter Name, alles ist dahin! Ich bin zugrunde gerichtet, und Sie sind zugrunde gerichtet, liebes Kind; auch Sie sind mit mir zusammen unwiederbringlich zugrunde gerichtet! Und ich, ich bin es, der Sie ins Verderben gestürzt hat! Man feindet mich an, liebes Kind, man behandelt mich geringschätzig, man macht mich zum Gespött, und die Wirtin hat schon angefangen, einfach auf mich zu schimpfen; heute vollführte sie ein endloses Geschrei und machte mich in einer unerhörten Weise herunter, als ob ich ein tief unter ihr stehendes Wesen wäre. Am Abend aber las einer von ihnen bei Ratasjajew laut das Konzept eines Briefes vor, den ich an Sie geschrieben habe; es muß mir zufällig aus der Tasche gefallen sein. Mein liebes Kind, was schlugen die Menschen für ein Gelächter auf! Sie legten uns allerlei spöttische Titel bei und lachten ohne Aufhören, die Verräter! Ich ging zu ihnen hinein und beschuldigte Ratasjajew des Treubruchs und sagte ihm, er sei ein Verräter! Aber Ratasjajew antwortete mir, ich sei selbst ein Verräter und ginge darauf aus, Eroberungen zu machen; »Sie haben Heimlichkeiten vor uns gehabt«, sagte er, »Sie sind ein Lovelace*!« Und jetzt nennen sie mich alle Lovelace; einen anderen Namen habe ich gar nicht mehr! Hören Sie, mein Engelchen, hören Sie, sie wissen jetzt alles; sie sind von allem unterrichtet; sie wissen von Ihnen, meine Beste, und von allem, was bei Ihnen ist, von allem wissen sie! Und noch mehr: auch Faldoni stößt mit ihnen in dasselbe Horn und ist mit ihnen im Bunde; ich wollte ihn heute nach dem Wurstladen schicken,

* Ein Weiberfreund in Richardsons Roman ›Clarissa Harlowe‹ (1748). A. d. Ü.

um mir etwas holen zu lassen, aber er ging nicht und sagte: »Ich habe zu tun.« »Aber du bist dazu verpflichtet«, sagte ich. »Nein«, erwiderte er, »dazu bin ich nicht verpflichtet; Sie bezahlen meiner Herrin kein Geld; also habe ich Ihnen gegenüber auch keine Pflichten.« Ich konnte mir von ihm, diesem ungebildeten Knecht, eine solche Beleidigung nicht gefallen lassen und nannte ihn Dummkopf; aber er erwiderte mir: »Selbst einer.« Ich glaubte, er wäre betrunken, daß er sich eine solche Grobheit gegen mich erlaubte, und sagte zu ihm: »Du bist wohl betrunken, du Kerl?« Aber er antwortete mir: »Haben Sie mich etwa traktiert? Sie betteln doch selbst bei einer Gewissen um ein Zwanzigkopekenstück«, und dann fügte er noch hinzu: »Und so einer will noch ein Herr sein!« Sehen Sie, liebes Kind, sehen Sie, wie weit es gekommen ist! Man schämt sich zu leben, liebe Warwara! Ich bin in den Augen der Menschen ein ganz heruntergekommenes Subjekt, schlechter als ein Landstreicher. So ein schreckliches Unglück! Ich bin zugrunde gerichtet, einfach zugrunde gerichtet! Unrettbar zugrunde gerichtet!

M. D.

Den 13. August.

Liebster Makar Alexejewitsch! Über uns kommt jetzt ein Unglück nach dem andern, und ich weiß selbst nicht mehr, was wir anfangen sollen! Was wird jetzt aus Ihnen werden? Denn auf mich ist auch wenig Hoffnung zu setzen: ich habe mir heute mit dem Bügeleisen die linke Hand verbrannt; es fiel mir aus Versehen hin, und dabei verletzte und brannte ich mich, alles in einem. Zu arbeiten ist mir unmöglich, und

auch Fedora ist seit vorgestern krank. Ich befinde mich in einer qualvollen Unruhe. Ich schicke Ihnen dreißig Kopeken Silber; das ist beinah unser Letztes. Gott weiß, wie gern ich Ihnen jetzt in Ihrer Not helfen möchte. Es ist zum Weinen! Leben Sie wohl, mein Freund! Sie würden mich sehr trösten, wenn Sie heute zu uns kämen.

W. D.

Den 14. August.

Makar Alexejewitsch! Was ist das nur mit Ihnen! Wirklich, Sie fürchten Gott nicht mehr! Sie bringen mich geradezu um meinen Verstand. Schämen Sie sich denn gar nicht? Sie richten sich zugrunde; denken Sie doch nur an Ihren Ruf! Sie sind ein ehrenhafter, anständiger Mensch, der auf sich hält; wenn nun alle Leute erfahren, wie Sie sich jetzt aufführen! Da werden Sie sich doch geradezu totschämen! Oder tut es Ihnen denn nicht leid um Ihre grauen Haare? Sie sollten doch Gott fürchten! Fedora sagt, sie werde Ihnen jetzt nicht mehr helfen, und ich werde Ihnen ebenfalls kein Geld mehr geben. Wohin haben Sie mich gebracht, Makar Alexejewitsch! Sie meinen wohl, es sei mir gleichgültig, daß Sie sich so schlecht aufführen; Sie wissen noch nicht, was ich Ihretwegen auszustehen habe! Ich kann nicht einmal mehr über unsere Treppe gehen: alle sehen sie nach mir hin und weisen mit Fingern auf mich und reden so schreckliche Dinge; sie sagen geradezu, ich hätte *ein Verhältnis mit einem Trunkenbold.* Es ist entsetzlich, so etwas anzuhören! Wenn Sie angebracht werden, so weisen alle Mieter verächtlich auf Sie hin: »Da bringen sie den Beamten«, sagen sie. Und ich

schäme mich für Sie zu Tode. Ich schwöre Ihnen, ich ziehe von hier fort. Ich werde irgendwo Stubenmädchen oder Wäscherin; aber hier bleibe ich nicht. Ich schrieb Ihnen, Sie möchten zu mir kommen, aber Sie sind nicht gekommen. Sie machen sich also nichts aus meinen Tränen und Bitten, Makar Alexejewitsch! Und wo haben Sie nur das Geld herbekommen? Um Gottes willen, nehmen Sie sich in acht! Sie gehen ja zugrunde, gehen unbedingt zugrunde! Welch eine Schmach und Schande! Gestern hat die Wirtin Sie nicht einmal hereinlassen wollen, und da haben Sie die Nacht auf dem Treppenflur zugebracht: ich weiß alles. Wenn Sie wüßten, wie schrecklich mir zumute war, als ich das alles erfuhr! Kommen Sie zu mir; es wird Ihnen bei uns leichter ums Herz werden; wir wollen etwas zusammen lesen und uns an die alten Zeiten erinnern. Fedora wird uns von ihren Pilgerfahrten erzählen. Tun Sie mir die Liebe, mein Täubchen, und richten Sie nicht sich und damit zugleich auch mich zugrunde! Ich lebe ja doch nur für Sie allein und bleibe um Ihretwillen bei Ihnen. Und jetzt treiben Sie es so! Seien Sie doch ein anständiger Mensch, und beweisen Sie Festigkeit im Unglück; denken Sie daran, daß Armut keine Schande ist! Und zum Verzweifeln ist doch auch kein Grund: das geht ja alles vorüber! So Gott will, wird alles wieder in Ordnung kommen; nehmen Sie sich nur jetzt zusammen! Ich sende Ihnen zwanzig Kopeken; kaufen Sie sich dafür Tabak oder alles, was Sie sonst mögen; aber geben Sie das Geld ja nicht für Schlechtes aus! Kommen Sie zu uns, kommen Sie unter allen Umständen! Sie werden sich vielleicht wieder genieren wie früher; aber tun Sie das nicht; es wäre doch nur eine

unwahre Scham. Wenn Sie nur aufrichtige Reue empfänden! Vertrauen Sie auf Gott! Er wird alles zum besten wenden

W. D.

Den 19. August.

Liebe Warwara Alexejewna!

Ich schäme mich, Warwara Alexejewna, mein Sternchen; ich schäme mich in Grund und Boden. Aber ich muß doch sagen, liebes Kind: was ist denn dabei so Besonderes? Warum soll man seinem Herzen nicht eine kleine Freude machen? Ich denke dann nicht an meine Stiefelsohlen; denn eine Stiefelsohle ist dummes Zeug und bleibt immer eine gewöhnliche, gemeine, schmutzige Stiefelsohle. Und Stiefel sind ebenfalls dummes Zeug! Die griechischen Weisen sind ohne Stiefel gegangen; also wozu soll sich unsereiner mit so unwürdigen Gegenständen abplagen? Wie darf mich jemand deswegen beleidigen oder verachten? Ach, liebes Kind, liebes Kind, was haben Sie mir da alles geschrieben! Und Ihrer Fedora sagen Sie nur, sie sei ein zänkisches, unruhiges, händelsüchtiges Frauenzimmer und obendrein dumm, unsagbar dumm! Was meine grauen Haare anlangt, so befinden Sie sich damit im Irrtum, meine Beste; denn ich bin noch keineswegs ein so alter Mann, wie Sie glauben. Jemeljan läßt sich Ihnen empfehlen. Sie schreiben mir, Sie hätten sich gegrämt und geweint; ich aber schreibe Ihnen, daß ich mich ebenfalls gegrämt und geweint habe. Zum Schlusse wünsche ich Ihnen Gesundheit und alles Wohlergehen; was mich betrifft, so bin ich ebenfalls gesund, und es geht mir wohl, und ich verbleibe, mein Engelchen, Ihr Freund

Makar Djewuschkin.

Den 21. August.

Geehrtes Fräulein,

liebe Freundin Warwara Alexejewna!

Ich fühle, daß ich schuldig bin; ich fühle, daß ich mich gegen Sie vergangen habe; aber meiner Ansicht nach bringt es weiter keinen Nutzen, daß ich das alles fühle, da mögen Sie sagen, was Sie wollen. Auch vor meinem Vergehen habe ich das alles gefühlt; aber ich bin dann doch schwach geworden und bin im vollen Bewußtsein meiner Schuld gefallen. Liebes Kind, ich bin nicht schlecht und nicht hartherzig; und um Ihr Herzchen zu zerfleischen, mein Täubchen, müßte man geradezu ein blutdürstiger Tiger sein; na, aber ich habe ein Lämmerherz und besitze, wie Ihnen bekannt ist, gar keine Anlage zu Blutdurst; folglich, mein Engelchen, trage ich auch nicht die volle Schuld an meinem Vergehen, wie denn auch weder mein Herz noch meine Gedanken daran schuld sind; sondern das ist nun einmal so, und ich wüßte wirklich nicht zu sagen, was eigentlich schuld daran ist. Das ist so eine dunkle Geschichte, liebes Kind! Dreißig Kopeken Silber haben Sie mir geschickt und dann noch zwanzig Kopeken; das Herz blutete mir beim Anblick dieses Geldes einer armen Waise. Sie selbst haben sich die Hand verbrannt und werden bald hungern müssen, und dabei schreiben Sie, ich möchte mir Tabak kaufen. Nun, wie sollte ich mich in dieser Lage verhalten? Sollte ich so ohne alle Gewissensbisse wie ein Räuber Sie armes Waisenkind ausplündern? Da wurde ich ganz schwach und kleinmütig; das heißt, zuerst, als ich mir unwillkürlich sagte, daß ich zu nichts brauchbar und nicht viel besser als meine Stiefelsohle sei, da hielt ich es für unziemlich, mich für etwas von

irgendwelcher Bedeutung zu erachten, sondern meinte vielmehr selbst, etwas Unwürdiges und gewissermaßen etwas Unanständiges zu sein. Na, aber als ich dann die Selbstachtung verloren hatte und mich um meine guten Eigenschaften und um meine Würde nicht mehr kümmerte, da war nun auch alles verloren, und es erfolgte der Fall, der unvermeidliche Fall! Das war nun schon so vom Schicksal vorherbestimmt, und ich trage keine Schuld daran. Ich war eigentlich nur ausgegangen, um mich in der frischen Luft ein bißchen zu erholen. Aber da kam gleich eines zum andern: die Natur war so weinerlich, kaltes Wetter und Regen; na, und dann war zufällig auch Jemeljan da. Er hatte schon alles versetzt, liebe Warwara, was er besaß; all seine Habe war an ihren Bestimmungsort gelangt, und als ich ihn traf, hatte er bereits seit zwei Tagen keinen Tropfen von so etwas im Munde gehabt, so daß er schon Sachen versetzen wollte, die man gar nicht versetzen kann, weil sie nicht als Pfänder angenommen werden. Na, und da, liebe Warwara, gab ich ihm nach, mehr aus Mitleid mit der Menschheit als aus eigenem Trieb. So ging es zu, daß diese Sünde zustande kam, liebes Kind! Wie haben wir beide, er und ich, zusammen geweint! Wir sprachen auch von Ihnen. Er ist ein sehr guter, ganz vortrefflicher Mensch und sehr gefühlvoll. Ich, liebes Kind, fühle das alles selbst, und daher begegnet mir denn auch all so etwas, weil ich das alles so tief fühle. Ich weiß, wieviel ich Ihnen, mein Täubchen, zu verdanken habe! Nachdem ich Sie kennengelernt hatte, fing ich an auch mich selbst besser zu kennen und begann Sie zu lieben; vorher, mein Engelchen, war ich einsam gewesen und hatte sozusagen geschlafen, statt richtig

auf der Welt zu leben. Die schlechten Menschen, mit denen ich zusammenkam, hatten mir immer gesagt, daß sogar mein Äußeres unanständig sei, und hatten mich verachtet; na, und da hatte ich auch selbst angefangen, mich zu verachten; sie hatten gesagt, ich sei stumpfsinnig, und da hatte ich wirklich gedacht, daß ich stumpfsinnig sei. Aber als Sie mir erschienen, da erleuchteten Sie mein ganzes dunkles Leben, so daß auch mein Herz und meine Seele hell wurden und ich seelische Ruhe gewann und einsah, daß ich nicht schlechter bin als andere, daß ich zwar nur so etwas Mäßiges bin, keine glänzenden Eigenschaften besitze, keine Politur habe und mich nicht auf guten Ton verstehe, aber dabei doch ein Mensch bin, an Herz und Denkungsart ein Mensch. Na, aber jetzt, wo ich fühlte, daß ich vom Schicksal verfolgt und gedemütigt werde, da habe ich meine eigene Würde vergessen und bin, durch meine Nöte niedergedrückt, schwach geworden. Und da Sie nun alles wissen, liebes Kind, so bitte ich Sie unter Tränen, mich über diese Sache nicht weiter zu befragen; denn mein Herz ist zerrissen, und es ist mir bitter und traurig zumute.

Ich drücke Ihnen, liebes Kind, meine Hochachtung aus und verbleibe Ihr treuer

Makar Djewuschkin.

Den 3. September.

Ich habe meinen vorigen Brief nicht zu Ende geschrieben, Makar Alexejewitsch, weil mir das Schreiben gar zu schwer wurde. Es kommen manchmal bei mir Augenblicke, wo ich mich freue, allein zu sein, allein zu trauern, mich allein zu härmen, ohne einen andern daran teilnehmen zu lassen, und solche Augen-

blicke stellen sich jetzt bei mir immer häufiger ein. Es liegt in meinen Erinnerungen ein mir unerklärliches Element, das mich unwiderstehlich in seinen Bann schlägt, mit einer solchen Gewalt, daß ich stundenlang gegen meine ganze Umgebung unempfindlich bin und alles, die ganze Wirklichkeit, vergesse. Und es gibt in meinem jetzigen Leben keine, sei es angenehme oder bedrückende und traurige Empfindung, die mich nicht an etwas Ähnliches in meiner Vergangenheit erinnerte und am allerhäufigsten an meine Kindheit, an meine goldene Kindheit! Aber nach solchen Augenblicken fühle ich mich immer sehr bedrückt. Ich werde ordentlich schwach, denn meine Träumereien erschöpfen meine Kraft; mein Gesundheitszustand aber wird sowieso schon immer schlechter und schlechter.

Aber heute hat der frische, helle, leuchtende Morgen, wie wir sie hier im Herbst nur so selten haben, mich belebt, und ich habe ihn freudig begrüßt. Also haben wir schon Herbst! Wie liebte ich den Herbst auf dem Lande! Ich war noch ein Kind, hatte aber schon damals viel Gefühl. Den Herbstabend liebte ich mehr als den Herbstmorgen. Wenige Schritte von unserem Haus entfernt lag am Fuß eines Berges ein See. Dieser See (es ist mir, als ob ich ihn jetzt mit meinen Augen sähe), dieser See war so groß und so eben und so hell und so rein wie Kristall! Wenn es ein stiller Abend war, lag der See ruhig da; an den Bäumen, die am Ufer standen, regte sich kein Blättchen; das Wasser war unbeweglich wie ein Spiegel. Frisch! Kalt! Der Tau senkt sich auf das Gras herab; in den Hütten am Ufer leuchten Lichtchen auf; die Herden werden eingetrieben — da schleiche ich mich leise aus dem Haus, um meinen See zu betrachten, und

kann mich oft an ihm gar nicht satt sehen. Ein Reisigbündel brennt bei den Fischern dicht am Ufer, und der Schein ergießt sich weithin über das Wasser. Der Himmel ist so kalt und hellblau, und der Horizont ist ganz mit feuerroten Streifen überzogen, und diese Streifen werden immer blasser und blasser; der Mond geht auf; die Luft trägt den Schall so gut: wenn ein erschrecktes Vögelchen aufflattert oder das Schilf bei einem leisen Windhauch raschelt oder ein Fisch im Wasser plätschert, so ist alles zu hören. Über dem bläulichen Wasser erhebt sich ein dünner, durchschimmernder weißer Nebel. Die Ferne ist schon dunkel, alles versinkt dort im Nebel; aber in der Nähe ist alles so scharf wie mit einem Grabstichel umrissen: ein Kahn, das Ufer, die Inseln; dicht am Ufer schaukelt eine weggeworfene, vergessene Tonne ganz sacht auf dem Wasser; ein Weidenzweig mit gelb gewordenen Blättern hängt in das Schilf hinein; eine verspätete Möwe fliegt umher: bald stößt sie in das kalte Wasser, bald schwingt sie sich wieder auf und taucht in den Nebel ... Und ich konnte mich nicht satt sehen und satt hören, so wundervoll schön war mir zumute! Aber ich war noch ein Kind, ein Kind! ...

Ich liebte den Herbst so, den Spätherbst, wenn das Getreide schon eingebracht ist und alle Feldarbeiten beendet sind und schon in den Bauernhäusern die abendlichen Versammlungen zu gemeinsamer Arbeit beginnen und alle schon den Winter erwarten. Dann wird alles immer düsterer; der Himmel bedeckt sich mit finsteren Wolken; die gelben Blätter liegen in tiefer Schicht auf dem Boden des kahl gewordenen Waldes; der Wald aber nimmt eine bläuliche, schwärzliche Farbe an, besonders abends, wenn sich ein feuch-

ter Nebel herabsenkt, und die Bäume schimmern aus dem Nebel wie Riesen, wie unförmige, schreckliche Gespenster hervor. Wenn man sich manchmal auf dem Spaziergang verspätet und hinter den anderen zurückbleibt und allein geht, dann eilt man ihnen nach und ängstigt sich! Man zittert wie Espenlaub. ›Sieh nur‹, denkt man, ›da schaut ein furchtbares Wesen aus der Baumhöhlung heraus!‹ Und da fährt der Wind durch den Wald und braust und lärmt und heult so kläglich und reißt eine Wolke von Blättern von den mageren Zweigen und wirbelt sie in der Luft umher. Und auf einmal zieht in langem, breitem, lärmendem Schwarme mit wildem, durchdringendem Geschrei eine Schar von Zugvögeln vorüber, so daß der Himmel schwarz wird und alles von ihnen bedeckt ist. Man fürchtet sich, und es ist einem, als höre man eine Stimme und als flüstere jemand: ›Lauf, lauf, Kind, verspäte dich nicht; hier wird es gleich schrecklich sein; lauf, Kind!‹ Entsetzen packt das Herz, und man läuft und läuft, so daß einem die Luft ausgeht. Außer Atem kommt man nach Hause; dort geht es geräuschvoll und munter zu; uns Kindern allen werden Arbeiten zugeteilt: Erbsen oder Mohn auszuhülsen. Das feuchte Holz knistert im Ofen; die Mutter beaufsichtigt fröhlich unsere lustige Arbeit; die alte Kinderfrau Uljana erzählt von alten Zeiten oder auch schreckliche Märchen von Zauberern und Leichen. Wir Kinder schmiegen uns aneinander; aber doch liegt auf den Lippen aller ein Lächeln. Da auf einmal verstummt alles ... horch, ein Geräusch! Als ob jemand klopfte! Es ist nichts gewesen; es summt nur das Spinnrad der alten Frolowna; was gibt das nun für ein Gelächter! Nachher aber in der Nacht kann man lange Zeit nicht

schlafen vor Furcht und hat so schreckliche Träume. Wenn man aufwacht, wagt man manchmal nicht sich zu rühren und liegt bis zum Tagwerden zitternd unter seiner Bettdecke. Am Morgen steht man frisch wie ein Blümchen auf. Man sieht durchs Fenster: das ganze Feld ist mit Reif bedeckt; auch an den kahlen Zweigen hängt feiner Herbstreif; der See hat sich mit einer Eisschicht, dünn wie ein Blatt Papier, überzogen; ein weißer Dampf steigt von ihm auf; die munteren Vögel zwitschern. Ringsumher leuchtet die Sonne mit hellen Strahlen, und diese Strahlen zerbrechen das dünne Eis wie Glas. Alles ist so hell und klar und fröhlich! Im Ofen prasselt wieder das Feuer; wir setzen uns alle zum Samowar, und durch das Fenster blickt unser schwarzer Hund Polkan, der in der Nacht tüchtig gefroren hat, herein und wedelt freundlich mit dem Schwanz. Ein Bäuerlein fährt mit einem guten Pferdchen am Fenster vorbei nach dem Wald, um Holz zu holen. Alle sind so zufrieden, so fröhlich! ... Auf den Tennen sind ganze Berge von Garben aufgehäuft; die mit Stroh bedeckten großmächtigen Heuschober glänzen goldig in der Sonne; es ist eine Lust, das alles zu sehen! Und alle sind ruhig, alle sind froh: allen hat Gott mit der Ernte eine Wohltat erwiesen; alle wissen, daß es ihnen im Winter nicht an Brot mangeln wird; der Bauer weiß, daß seine Frau und seine Kinder satt zu essen haben werden. Und so hört man denn abends ununterbrochen die hellen Lieder der Mädchen und die Reigen, und alle beten am Feiertag im Gotteshaus mit dankbaren Tränen! ... Ach, was für eine goldene, goldene Kindheit habe ich gehabt! ...

Und jetzt habe ich, von meinen Erinnerungen über-

wältigt, geweint wie ein Kind. Ich habe mich so lebhaft, so lebhaft an alles erinnert; die ganze Vergangenheit erstand in so hellem Licht vor meinem Blick; aber die Gegenwart ist so trüb und dunkel! ... Wie wird das enden? Wie wird das alles noch enden? Wissen Sie, ich habe eine Art von Überzeugung, eine Art von Gewißheit, daß ich in diesem Herbst sterben werde. Ich bin krank, sehr krank. Ich denke oft daran, daß ich sterben werde; aber ich möchte doch nicht gerne so sterben, ich meine, nicht an diesem Ort in der Erde liegen. Vielleicht werde ich wieder bettlägerig wie damals im Frühjahr; ich habe mich seitdem noch nicht richtig erholt. Und so ist mir denn jetzt sehr traurig zumute. Fedora ist heute für den ganzen Tag weggegangen, und ich sitze allein. Seit einiger Zeit fürchte ich mich, wenn ich allein bin; es scheint mir immer, als ob noch ein andrer mit mir im Zimmer wäre und mit mir redete; besonders ist das der Fall, wenn ich in Gedanken versunken gewesen bin und plötzlich aus meiner Versunkenheit auffahre, so, daß ich einen Schreck bekomme. Das ist auch der Grund, weshalb ich Ihnen einen so langen Brief geschrieben habe; wenn ich schreibe, geht dieses Gefühl vorüber. Leben Sie wohl; ich schließe den Brief, weil ich kein Papier und auch gar keine Zeit mehr habe. Von dem Geld, das ich für meine Kleider und für meinen Hut eingenommen habe, habe ich nur noch einen Rubel Silber übrig. Sie haben der Wirtin zwei Rubel Silber gegeben; das ist sehr gut; sie wird nun eine Weile still sein.

Lassen Sie doch Ihren Anzug ein wenig ausbessern! Leben Sie wohl; ich bin so müde. Ich verstehe nicht, wovon ich immer so schwach werde; die geringste

Beschäftigung greift mich an. Wenn ich Arbeit bekommen sollte, so weiß ich nicht, wie ich arbeiten soll. Das ist's, was mich niederdrückt.

W. D.

Den 5. September.

Mein Täubchen, liebe Warwara!

Heute, mein Engelchen, habe ich viele Eindrücke in mich aufgenommen. Ich hatte den ganzen Tag Kopfschmerzen gehabt. Um mich ein bißchen zu erfrischen, ging ich aus und machte einen Spaziergang an der Fontanka. Der Abend war dunkel und feucht. Vor sechs wird es schon dunkel, das liegt in der Jahreszeit! Es regnete nicht; aber es herrschte ein Nebel, der einen ebenso naß machte wie ein richtiger Regen. Am Himmel zogen schwarze Wolken in langen, breiten Streifen hin. Eine Unmenge von Menschen ging auf der Uferstraße, und es mußten auch gerade Leute mit so schrecklichen Gesichtern sein, die einen traurig machen können: betrunkene Bauern, stumpfnasige Finnländerinnen in Männerstiefeln und mit bloßem Kopf, Arbeiter, Droschkenkutscher, allerlei geringes Volk, das dies und jenes zu besorgen hatte, Straßenjungen; ein Schlosserlehrling in gestreiftem Arbeitskittel, blutarm und mager, mit vollgerußtem Gesicht, ein Schloß in der Hand; ein ausgedienter Soldat von gewaltiger Statur, der auf Käufer für Federmesser und kupferne Fingerringe wartete: das war das Publikum. Es war offenbar eine Tageszeit, in der anderes Publikum eben nicht da sein konnte. Und ein schiffbarer Kanal ist sie, die Fontanka! Es war eine solche Unmenge von Schiffen darauf, daß man gar nicht begriff, wie sie alle Platz finden konnten. Auf den Brücken

saßen Weiber mit nassen Pfefferkuchen und fauligen Äpfeln, und lauter solche schmutzige, nasse Weiber. Es ist unerfreulich, an der Fontanka spazierenzugehen! Unter den Füßen hat man den feuchten Granit, an den Seiten hohe, schwarze, verräucherte Häuser, unten Nebel und über dem Kopf auch Nebel. Es war heute ein so trauriger, dunkler Abend.

Als ich in die Gorochowaja-Straße einbog, war es schon ganz dunkel geworden, und das Gas wurde angezündet. Ich war schon lange nicht in der Gorochowaja-Straße gewesen; es hatte sich nicht so getroffen. Eine geräuschvolle Straße! Was für Läden und prächtige Schaufenster; alles strahlt und leuchtet nur so, Kleiderstoffe, Blumen unter Glas, allerlei Damenhüte mit Bändern. Man könnte denken, das alles sei nur so zum Schmuck ausgelegt; aber nein: es gibt wirklich Leute, die all so etwas kaufen und ihren Frauen schenken. Eine reiche Straße! Auch sehr viele deutsche Bäcker wohnen dort, die gewiß ebenfalls sehr wohlhabend sind. Wie viele Kutschen fahren da fortwährend! Wie das Straßenpflaster das nur alles aushält! So luxuriöse Equipagen, die Fenster wie Spiegel, innen Samt und Seide, feine Lakaien mit Epauletten und Degen. Ich blickte in alle Kutschen hinein; es saßen lauter schön geputzte Damen darin, vielleicht Fürstinnen und Gräfinnen. Es war gewiß um die Zeit, wo sie alle zu Bällen und Gesellschaften fahren. Es muß doch interessant sein, so eine Fürstin oder überhaupt eine vornehme Dame aus der Nähe zu sehen; das ist gewiß sehr schön; es ist mir noch nie zuteil geworden, höchstens so wie jetzt, beim Hineinsehen in einen Wagen. Ich mußte dabei an Sie denken. Ach, mein Täubchen, meine Beste! Wenn ich jetzt

an Sie denke, blutet mir das Herz! Warum sind Sie, liebe Warwara, so unglücklich? Mein Engelchen! Worin sind Sie denn schlechter als alle die? Sie sind so gut und so schön und so gebildet; warum ist Ihnen da ein so schlimmes Los zugefallen? Warum kommt es fortwährend vor, daß ein guter Mensch sich in Not befindet, während sich einem andern das Glück von selbst aufdrängt? Ich weiß, ich weiß, liebes Kind, es ist nicht recht, so zu denken; das ist Freidenkerei; aber wenn man offenherzig die Wahrheit sagen soll: warum wird der eine schon im Mutterleibe zu Glück und Wohlleben vorausbestimmt, während ein anderer aus dem Findelhause in die Welt hinaustritt? Und oft genug trifft es sich ja so, daß das Glück irgendeinem Dummkopf zufällt. Der kann dann in den großväterlichen Geldsäcken wühlen, kann essen und trinken und sich amüsieren, und der andere mag sich bloß die Lippen lecken; zu mehr taugt er nicht; das kommt ihm zu! Es ist sündhaft, liebes Kind, sündhaft, so zu denken; aber diese Sünde schleicht sich einem unwillkürlich in die Seele. Wenn Sie doch auch in einer solchen Kutsche fahren könnten, meine Beste, mein Sternchen! Dann würden Generale einen freundlichen Blick von Ihnen zu erhaschen suchen — nicht bloß Menschen von meinem Schlag —, und Sie würden nicht in einem alten Gingankleidchen gehen, sondern in Seide und Gold. Und Sie würden nicht kränklich und mager sein wie jetzt, sondern wie ein Zuckerpüppchen, so frisch und rotbackig, voll und rund. Ich aber würde dann schon glücklich sein, wenn ich auch nur von der Straße nach Ihren hell erleuchteten Fenstern sehen, auch nur Ihren Schatten erblicken könnte; der bloße Gedanke, daß Sie da glücklich und

froh sind, mein allerliebstes Vögelchen, würde auch mich froh machen. Aber jetzt! Nicht genug daran, daß schlechte Menschen Sie ins Unglück gebracht haben, wagt nun auch noch so ein gemeiner Wüstling Sie zu beleidigen. Weil er einen eleganten Frack trägt und Sie durch eine goldene Lorgnette ansieht, der Unverschämte, darum kann er sich alles erlauben, darum soll man auch seine schamlosen Reden demütig anhören! Und woher das alles? Weil Sie eine schutzlose Waise sind, weil Sie keinen starken Freund haben, der Ihnen einen zuverlässigen Schutz gewähren könnte. Aber was ist das für ein Mensch, was sind das für Menschen, die sich kein Gewissen daraus machen, eine Waise zu beleidigen? Das ist eine Art Gesindel und keine Menschen, geradezu Gesindel, an dem nichts dran ist; sie werden nur so mitgezählt, sind aber in Wirklichkeit Nullen; das ist meine Überzeugung. So steht es mit ihnen, mit diesen Menschen! Meiner Ansicht nach, meine Beste, verdient der Leiermann, den ich heute in der Gorochowaja-Straße traf, mehr Hochachtung als sie. Er geht wenigstens den ganzen Tag umher und plagt sich ab und wartet auf ein paar kümmerliche Kopeken, von denen er leben will; aber dafür ist er sein eigener Herr und ernährt sich selbst. Er will nicht um Almosen bitten, sondern müht sich wie eine aufgezogene Maschine ab, um den Leuten Vergnügen zu machen; er sagt gewissermaßen: ›Ich mache euch Vergnügen, womit ich kann.‹ Er ist arm, arm, das ist wahr, und bleibt immer so arm; aber doch ist er ein anständiger Armer; er wird müde und friert, müht sich aber dennoch ab; wenigstens auf seine Weise müht er sich ab. Und so gibt es viele ehrenhafte Leute, liebes Kind, die zwar entsprechend

dem Maß und der Nützlichkeit ihrer Arbeit nur wenig verdienen, aber sich vor niemandem beugen und niemanden um Brot bitten. Und mit mir steht es gerade ebenso wie mit diesem Leiermann, das heißt, ich bin etwas anderes, etwas ganz anderes wie er; aber in gewissem Sinne, in einem edlen, hohen Sinne, bin ich ganz dasselbe wie er; ich bemühe mich nach Kräften, so gut ich kann. Großes leiste ich ja freilich nicht; aber mehr als jemand leisten kann, darf man auch nicht von ihm verlangen.

Ich bin auf diesen Leiermann deswegen zu sprechen gekommen, liebes Kind, weil ich bei dieser Gelegenheit heute meine Armut doppelt stark empfand. Ich war stehengeblieben und sah dem Leiermann zu. Es gingen mir nämlich so traurige Gedanken durch den Kopf, und da war ich stehengeblieben, um mich zu zerstreuen. Ich stand da, und auch ein paar Droschkenkutscher standen da und ein Dienstmädchen und noch ein kleines Mädchen, das über und über mit Schmutz bespritzt war. Der Leiermann hatte sich vor den Fenstern eines Hauses aufgestellt. Da bemerkte ich einen kleinen Knaben von etwa zehn Jahren, der sich zu unserer Gruppe gesellte; er wäre ganz hübsch gewesen, wenn er nicht so kränklich und mager ausgesehen hätte; auch hatte er nicht viel mehr als das Hemd an und war fast barfuß; so stand er da und hörte mit offenem Mund der Musik zu, ganz entzückt, wie eben Kinder sind! Er sah zu, wie bei dem Leiermann, einem Deutschen, die Puppen tanzten; ihm selbst aber waren Arme und Beine ganz starr vor Kälte; er zitterte am ganzen Leibe und nagte an einem Zipfel seines Hemdsärmels. Ich bemerkte, daß er ein Papier in der Hand hielt. Ein Herr ging vorbei

und warf dem Leiermann eine kleine Münze hin; die Münze fiel gerade in die kastenartige, vorn abgezäunte Nische, in der mehrere Figürchen, ein Franzose und ein paar Damen, tanzten. Als die Münze klapperte, fuhr mein Knabe zusammen, sah sich schüchtern rings um und vermutete offenbar von mir, daß ich das Geld gegeben hätte. Er kam zu mir gelaufen; die Händchen zitterten ihm, und die Stimme zitterte ihm auch, als er mir das Blatt Papier hinhielt und sagte: »Ein Briefchen!« Ich schlug das Papier auseinander – nun, es war der bekannte Inhalt: ›Meine Wohltäter ... die Mutter von drei Kindern liegt im Sterben; die Kinder hungern; bitte, helfen Sie uns! Wenn ich sterbe, so werde ich zum Dank dafür, daß Sie meiner Kleinen jetzt gedacht haben, auch Ihrer, meine Wohltäter, in jener Welt gedenken.‹ Na, was ist da weiter zu sagen? Es war ja eine einfache, alltägliche Sache; aber was sollte ich ihnen geben? Na, ich gab ihm denn auch nichts. Aber wie leid tat es mir! Ein armer Knabe, ganz blau gefroren, vielleicht auch hungrig; und er log nicht; weiß Gott, er log nicht; ich verstehe mich darauf. Schlimm, daß diese garstigen Mütter die Kinder nicht schonen und sie halbnackt mit derartigen Briefchen bei solcher Kälte hinausschicken. Sie ist vielleicht ein dummes Weib ohne richtigen Charakter; sie hat vielleicht niemanden, der sich ihrer annimmt, und so sitzt sie denn untätig zu Hause, ist vielleicht auch wirklich krank. Na, dann sollte sie sich an die dafür zuständige Stelle wenden. Aber vielleicht ist sie auch einfach eine Gaunerin und schickt absichtlich, um die Leute zu betrügen, ein hungriges, abgezehrtes Kind aus, das sie dadurch krank macht. Und was lernt so ein armer Junge bei diesen Bittschriften?

Sein Herz wird verbittert; er läuft den ganzen Tag umher und bettelt. Es gehen viele Menschen an ihm vorüber, aber sie haben für ihn keine Zeit. Ihr Herz ist wie von Stein, und ihre Worte sind grausam: ›Scher dich weg; mach, daß du fortkommst! Solche Dreistigkeit!‹ Dergleichen bekommt er von allen zu hören, und das Herz des Kindes wird verbittert, und der arme, verschüchterte Knabe zittert vergebens in der Kälte wie ein Vögelchen, das aus dem zerstörten Nest hinausgefallen ist. Die Arme und Beine erstarren ihm; er atmet nur mühsam. Es dauert nicht lange, da hustet er schon; und nun kriecht ihm nach kurzer Zeit die Krankheit wie ein ekles Reptil in die Brust, und dann steht, ehe man es sich versieht, der Tod an dem Lager, auf dem er irgendwo in einem übelriechenden Winkel ohne Hilfe und ohne Rettung liegt – das ist dann sein ganzes Leben gewesen! Sehen Sie, so ist ein Leben oft beschaffen! Ach, liebe Warwara, es ist eine Qual, so ein ›Um Christi willen‹ zu hören und, ohne etwas zu geben, vorbeizugehen und zu dem Bittenden zu sagen: »Gott wird dir geben!« Manches ›Um Christi willen‹ braucht einem allerdings nicht allzu nahezugehen. (Auch von der Bitte ›Um Christi willen‹ gibt es verschiedene Arten, liebes Kind.) Manchmal kommt diese Bitte so langsam, in gedehntem Ton, gewohnheitsmäßig, auswendig gelernt, so recht bettlerhaft heraus; einem solchen nichts zu geben, das ist noch nicht so besonders peinlich; da denkt man: Das ist ein langjähriger, berufsmäßiger Bettler; der ist es gewohnt; der kommt auch über eine abschlägige Antwort hinweg und versteht sich schon darauf, darüber hinwegzukommen. Aber manches ›Um Christi willen‹ ist ungeübt, echt, furchtbar; so wie heute eines: Als ich von

dem Knaben die Bittschrift hinnahm, da stand am Zaun ein Mensch, der nicht alle Passanten um Almosen bat; der sagte zu mir: »Gib mir eine kleine Gabe, Herr, um Christi willen!«, und das sagte er mit so stockender, unverstellter Stimme, daß ich vor plötzlichem Schreck zusammenfuhr; aber ich gab ihm nichts, weil ich nichts hatte. Und da gibt es noch reiche Leute, die es nicht leiden mögen, daß die Armen sich über ihr trauriges Los laut beklagen. »Sie belästigen einen«, sagen sie, »sie sind aufdringlich!« Ja, die Armut ist immer aufdringlich: das Stöhnen der Hungrigen stört die Satten im Schlafe!

Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, meine Beste, ich habe es unternommen, Ihnen dies alles zu schildern, zum Teil, um mir das Herz zu erleichtern, hauptsächlich aber, um Ihnen eine Probe meines guten Stiles zu geben. Denn Sie finden gewiß selbst, liebes Kind, daß sich mein Stil seit einiger Zeit bessert. Aber jetzt hat mich eine solche Traurigkeit überkommen, daß ich selbst in tiefster Seele über meine Gedanken Rührung fühle, und obgleich ich selbst weiß, liebes Kind, daß man durch diese Rührung nicht im Wert steigt, so läßt man sich doch dadurch gewissermaßen Gerechtigkeit widerfahren. Und in der Tat, meine Beste, oft erniedrigt man sich selbst ohne allen Grund und meint, keinen Groschen wert zu sein, und schätzt sich geringer als ein Holzspänchen. Aber wenn ich mich eines Vergleiches bedienen darf, so möchte ich sagen: das kommt vielleicht daher, daß ich selbst verschüchtert und kleinmütig bin wie zum Beispiel jener arme Knabe, der mich um ein Almosen bat. Jetzt aber werde ich gleichnisweise zu Ihnen sprechen, liebes Kind; nun hören Sie mal zu. Wenn ich frühmorgens eilig zum

Dienst wandere, dann betrachte ich oft die Stadt, wie sie da erwacht und aufsteht und zu wimmeln und zu rasseln anfängt und der Rauch aus den Schornsteinen quillt – und da wird man dann manchmal einem solchen Schauspiel gegenüber kleinmütig, als ob man von jemandem auf die neugierige Nase einen Nasenstüber bekommen hätte, und schleicht mit einer entsagenden Handbewegung ganz still und bescheiden auf seinem Weg dahin! Nun aber sehen Sie einmal, was in diesen schwarzen, verräucherten großen Mietskasernen vorgeht; suchen Sie das zu ergründen, und sagen Sie dann selbst, ob es gerechtfertigt war, sich ohne Sinn und Verstand so niedrig einzuschätzen und in eine unwürdige Betrübnis zu geraten. Vergessen Sie nicht, liebe Warwara, daß ich gleichnisweise rede, nicht im geraden Wortsinn. Na, dann wollen wir also mal sehen, was dort in diesen Häusern geschieht. In einer rauchigen, feuchten Höhle, einer Art von Hundeloch, das nur notgedrungen als Wohnung angesehen wird, erwacht ein Handwerker; er hat die ganze Nacht, beispielsweise gesagt, von Stiefeln geträumt, daß er tags zuvor versehentlich das Leder falsch zugeschnitten hat – als ob der Mensch gerade solches Zeug träumen müßte! Na, er ist Handwerker, Schuhmacher! es ist verzeihlich, wenn er immer nur an Dinge seines Berufes denkt. Er hat kleine Kinder, die umherwinseln, und eine hungernde Frau; und nicht nur die Schuster stehen manchmal so auf, meine Beste. Aber das will noch nichts besagen, und es würde sich nicht der Mühe verlohnen, darüber zu schreiben; aber achten Sie nun darauf, liebes Kind, was für ein Umstand sich hierbei ergibt: Ebendort, in demselben Haus, ein Stockwerk höher oder tiefer, hat auch einem

reichen Mann in seinen vergoldeten Gemächern in der Nacht vielleicht von denselben Stiefeln geträumt, das heißt auf eine andere Weise, von Stiefeln einer anderen Fasson, aber doch von Stiefeln; denn in dem Sinne, den ich in diesen Worten verberge, liebes Kind, kommt es so heraus, meine Beste, daß wir alle ein bißchen Schuster sind. Und das wäre alles noch nicht weiter schlimm; das Üble ist nur, daß diesem Reichen niemand zur Seite steht, der ihm ins Ohr flüstern könnte: ›So hör doch auf, an solche Dinge zu denken, immer nur an dich zu denken, nur für dich allein zu leben; du bist ja doch kein Schuster; du hast gesunde Kinder; deine Frau bittet dich nicht um etwas zu essen; so blicke doch einmal um dich, ob du nicht für deine Sorgen einen edleren Gegenstand finden kannst als deine Stiefel!‹ Das war's, was ich Ihnen gleichnisweise sagen wollte, liebe Warwara. Das ist vielleicht gar zu freidenkerisch, meine Beste; aber dieser Gedanke ist bei mir manchmal vorhanden; er überkommt mich manchmal und dringt dann unwillkürlich in Form von heißen Worten aus dem Herzen hervor. Und darum hatte ich eigentlich gar keinen Grund gehabt, zu meinen, daß ich keinen Groschen wert sei; ich hatte mich nur durch den Lärm und das Gerassel einschüchtern lassen! Ich schließe, indem ich Sie bitte, liebes Kind, nicht etwa zu denken, daß ich jemanden bei Ihnen habe verleumden wollen oder daß ich hypochondrisch geworden bin oder daß ich das aus irgendwelchem Buch abgeschrieben habe. Nein, liebes Kind, glauben Sie das nicht: ich verabscheue die Verleumdung und bin nicht hypochondrisch geworden und habe aus keinem Buch etwas abgeschrieben — hören Sie wohl?

Ich kam in trauriger Gemütsstimmung nach Hause,

setzte mich an den Tisch, machte mir den Tee warm und schickte mich an, ein oder zwei Gläschen Tee zu trinken. Auf einmal sah ich Gorschkow zu mir hereinkommen, unsern armen Wohnungsgenossen. Ich hatte schon am Morgen bemerkt, daß er immer um die andern Mieter herumschlich und zu mir herantreten wollte. Beiläufig gesagt, liebes Kind: dessen Lage ist noch weit schlechter als die meinige, unvergleichlich viel schlechter! Er hat ja Frau und Kinder! Ja, wenn ich Gorschkow wäre, ich weiß nicht, was ich an seiner Stelle täte! Na, also mein Gorschkow kam herein und verbeugte sich; an den Wimpern hing ihm wie immer ein Tränchen; er machte einen Kratzfuß; aber er war nicht imstande, nur ein Wort herauszubringen. Ich ließ ihn auf einem Stuhl Platz nehmen, der allerdings zerbrochen war; aber ich hatte keinen andern. Ich bot ihm Tee an. Er lehnte dankend ab, lehnte lange ab; zuletzt aber nahm er doch ein Glas. Er wollte den Tee ohne Zucker trinken und fing wieder an zu danken, als ich ihm versicherte, Zucker sei dazu nötig; lange Zeit sträubte er sich und lehnte ab; schließlich legte er ein ganz kleines Stückchen in sein Glas und behauptete, der Tee sei außerordentlich süß. Ach, zu welcher Erniedrigung bringt den Menschen die Armut! »Nun, wie geht's, was bringen Sie, lieber Freund?« sagte ich zu ihm. — »Makar Alexejewitsch, mein Wohltäter«, erwiderte er, »seien Sie um Gottes willen barmherzig, und helfen Sie einer unglücklichen Familie; meine Kinder und meine Frau haben nichts zu essen; Sie können sich denken, wie mir als Vater dabei zumute ist.« Ich wollte ihm antworten, aber er unterbrach mich: »Ich fürchte mich hier vor allen, Makar Alexejewitsch«, sagte er, »das heißt, ich fürchte

mich eigentlich nicht vor ihnen; aber es ist mir peinlich, mich an sie zu wenden, wissen Sie; sie sind immer so stolz und hochmütig. Ich würde«, sagte er, »Sie, verehrter Freund und Wohltäter, nicht belästigen; ich weiß, daß Sie sich selbst in unangenehmer Lage befinden und mir nicht viel geben können; aber borgen Sie mir wenigstens eine kleine Summe; ich habe deswegen gewagt, Sie zu bitten«, sagte er, »weil ich Ihr gutes Herz kenne. Ich weiß, daß Sie selbst Not gelitten haben und auch jetzt in Bedrängnis sind und daß Ihr Herz daher Mitleid empfinden wird.« Und zum Schluß sagte er: »Verzeihen Sie meine Dreistigkeit und mein unpassendes Benehmen, Makar Alexejewitsch!« Ich antwortete ihm, es würde mir eine Herzensfreude sein, ihm zu helfen; aber ich hätte selbst nichts, so gut wie nichts. »Bester Makar Alexejewitsch«, sagte er zu mir, »ich bitte auch nicht um eine große Summe; aber sehen Sie, soundso«, (hier wurde er dunkelrot) »meine Frau und meine Kinder hungern; könnten Sie mir nicht wenigstens zehn Kopeken geben?« Na, da fühlte ich eine starke Herzbeklemmung. ›Die sind doch noch weit schlimmer daran als ich!‹ sagte ich zu mir. Ich besaß aber im ganzen nur noch zwanzig Kopeken und hatte vor, sie morgen für meine eigenen dringendsten Bedürfnisse auszugeben. »Nein, mein Bester«, sagte ich, »es ist mir nicht möglich; soundso«, sagte ich. »Liebster Makar Alexejewitsch«, sagte er, »geben Sie mir nur so viel, wie Sie wollen, wenn auch nur zehn Kopeken!« Na, ich nahm meine zwanzig Kopeken aus dem Kästchen und gab sie ihm, liebes Kind, ich wollte doch ein gutes Werk tun! Ja, ja, die Armut! Ich kam dann mit ihm ins Gespräch. »Wie sind Sie denn in solche Not geraten, lieber

Freund«, fragte ich ihn, »und wie kommt es, daß Sie trotzdem ein Zimmer bewohnen, das siebzehn und einen halben Rubel Papier Miete kostet?« Er setzte mir auseinander, daß er das Zimmer vor einem halben Jahr gemietet und die Miete für drei Monate vorausbezahlt habe; dann aber seien allerlei schlimme Umstände zusammengekommen, so daß er nun nicht aus, nicht ein wisse. Er habe erwartet, daß sein Prozeß in dieser Zeit werde entschieden werden. Er hat nämlich einen unangenehmen Prozeß. Sehen Sie, liebe Warwara, er muß sich vor Gericht wegen einer gewissen Sache verantworten. Er prozessiert da mit einem Kaufmann, der bei Lieferungen für den Staat Betrügereien begangen hat; der Betrug wurde entdeckt und der Kaufmann vor Gericht gezogen; dieser aber verwickelte in seine Betrugsangelegenheit auch Gorschkow, der mit den Lieferungen irgendwie zu tun gehabt hatte. In Wirklichkeit hat Gorschkow sich nur Fahrlässigkeit, Mangel an Aufmerksamkeit und ein allerdings unverzeihliches Außerachtlassen des fiskalischen Interesses zuschulden kommen lassen. Der Prozeß dauert schon mehrere Jahre; Gorschkow hat mit immer neuen Hindernissen zu kämpfen. »Eine Ehrlosigkeit, deren man mich beschuldigt«, sagte Gorschkow zu mir, »habe ich nicht begangen, absolut nicht begangen; der Gaunerei und des Diebstahls habe ich mich nicht schuldig gemacht.« Diese Sache hat aber doch einen gewissen Makel auf ihn geworfen; er ist vom Dienst suspendiert worden, und obgleich man nicht gefunden hat, daß er sich kriminell strafbar gemacht habe, so kann er doch vor seiner vollständigen Rechtfertigung nicht von dem Kaufmann eine beträchtliche Summe Geldes herausbekommen, die ihm zukommt

und die er vor Gericht von ihm beansprucht. Ich glaube ihm; aber das Gericht glaubt ihm nicht auf sein bloßes Wort; die Sache hat so viele Haken und Knoten, daß sie sich in hundert Jahren nicht alle entwirren lassen. Und kaum hat man einen kleinen Teil derselben entwirrt, so kommt der Kaufmann mit einer neuen Finte und dann wieder mit einer neuen. Ich nehme an Gorschkows Unglück herzlichen Anteil, meine Beste, und bemitleide ihn sehr. Er hat keine Stellung; wegen seiner anscheinenden Unzuverlässigkeit wird er nirgends angenommen; ihre Ersparnisse haben sie aufgezehrt; der Prozeß ist verworren; aber sie müssen doch leben; und nun wurde ihnen noch recht zur Unzeit ein Kind geboren, na, das machte Ausgaben; der Sohn wurde krank, neue Ausgaben; er starb, wieder Ausgaben; die Frau ist krank; er selbst leidet an einer alten, chronischen Krankheit: kurz, es ist ein Elend, ein schreckliches Elend! Er sagt übrigens, er erwarte in diesen Tagen eine günstige Entscheidung seines Prozesses, und es sei jetzt daran nicht mehr zu zweifeln. Er tut mir leid, er tut mir leid; sehr leid tut er mir, liebes Kind! Ich war freundlich gegen ihn. Er ist ein verstörter, verschüchterter Mensch und sucht einen Gönner, und da bin ich denn freundlich gegen ihn gewesen. Na, leben Sie wohl, liebes Kind; Christus sei mit Ihnen; ich wünsche Ihnen eine gute Gesundheit. Sie, mein Täubchen! wenn ich an Sie denke, so ist es mir, als legte ich Balsam auf meine kranke Seele, und obgleich ich mich um Sie sorge, so ist mir doch bei diesen Sorgen leicht ums Herz.

Ihr aufrichtiger Freund

Makar Djewuschkin.

Den 9. September.

Liebste Warwara Alexejewna!

Ich schreibe Ihnen ganz außer mir. Ein seltsames Ereignis hat mich in die größte Aufregung versetzt. Der Kopf ist mir ganz schwindlig. Ich habe ein Gefühl, als drehe sich alles um mich herum. Ach, meine Beste, was ich Ihnen jetzt erzählen werde! Daß so etwas kommen würde, haben wir doch nicht geahnt. Oder vielmehr, ich glaube doch, daß ich es geahnt habe; ich habe das alles geahnt. Mein Herz hat das alles vorausgefühlt. Ich habe erst neulich etwas Ähnliches geträumt.

Was sich zugetragen hat, ist folgendes. Ich werde es Ihnen ohne Stil erzählen, so wie Gott es mir in die Seele legt: Ich ging heute zum Dienst. Ich kam hin, setzte mich auf meinen Platz und fing an zu schreiben. Sie müssen aber wissen, liebes Kind, daß ich auch gestern geschrieben habe. Na, also gestern trat Timofei Iwanowitsch zu mir heran und gab mir persönlich einen Auftrag: »Hier ist ein wichtiges, eiliges Aktenstück«, sagte er. »Schreiben Sie es ab, Makar Alexejewitsch, recht sauber, recht schnell und recht sorgfältig; es geht heute zur Unterschrift.« Ich muß Ihnen bemerken, mein Engelchen, daß ich gestern den ganzen Tag über nicht wußte, wo mir der Kopf stand, und nichts ansehen mochte: es hatte mich eine solche Traurigkeit, ein solcher Gram überkommen! Im Herzen fühlte ich eine solche Kälte, und in meiner Seele war es dunkel; ich mußte immerzu an Sie denken, mein armes Sternchen. Na, also ich machte mich an die Abschrift. Ich schrieb sauber und schön; nur (ich weiß nicht, wie ich es Ihnen genauer erklären soll, ob mich der Böse selbst konfus machte oder ob es durch einen geheimen Schicksalsbeschluß so vorherbestimmt war

oder ob es einfach so geschehen mußte), nur ließ ich eine ganze Zeile aus, so daß Gott weiß was für ein Sinn herauskam oder einfach ein Unsinn. Mit dem Aktenstück entstand gestern eine Verzögerung, und es wurde Seiner Exzellenz erst heute zur Unterschrift vorgelegt. Ich erscheine heute, als ob nichts geschehen wäre, zur gewöhnlichen Stunde und setze mich neben Jemeljan Iwanowitsch. Ich muß Ihnen bemerken, meine Beste, daß ich seit einiger Zeit angefangen habe, mich noch viel mehr zu genieren und zu schämen als früher. In der letzten Zeit habe ich überhaupt niemanden mehr angesehen. Sowie unter jemandem der Stuhl knarrt, bin ich mehr tot als lebendig. Ganz ebenso war es auch heute: ich bückte mich über meine Arbeit, verhielt mich ganz still und saß wie ein Igel da, so daß Jefim Akimowitsch, ein solcher Spötter, wie es vor ihm keinen auf der Welt gegeben hat, laut, so daß alle es hörten, sagte: »Na, Makar Alexejewitsch, warum sitzen Sie denn wie ein betrübter Lohgerber da?« Und dabei schnitt er eine solche Grimasse, daß alle, die um ihn und mich herumsaßen, sich nur so schüttelten vor Lachen, und selbstverständlich auf meine Kosten. Und nun ging's los, nun ging's los! Ich hielt mir die Ohren zu, kniff die Augen zusammen und saß still da, ohne mich zu rühren. Ich pflege das so zu machen; dann hören sie am schnellsten auf. Auf einmal höre ich Lärm, Laufen, unruhige Bewegung; ich höre — täuschen mich auch nicht meine Ohren? man ruft mich, man verlangt nach mir; es wird gerufen: »Djewuschkin!« Das Herz in der Brust fing mir an zu zittern, und ich weiß selbst nicht, warum ich so erschrak; ich weiß nur, daß ich so erschrak, wie es mir in meinem Leben noch nie passiert

war. Ich war an meinem Stuhl wie festgewachsen und tat, als wäre nichts geschehen, als wäre ich es gar nicht. Aber da wiederholte sich das Rufen näher und näher. Jetzt wurde schon dicht hinter meinem Ohr gerufen: »Djewuschkin! Djewuschkin! Wo ist Djewuschkin?« Ich blicke auf; da steht Jewstafi Iwanowitsch vor mir und sagt: »Makar Alexejewitsch, zu Seiner Exzellenz, schnell! Sie haben mit dem Aktenstück ein schönes Unheil angerichtet!« Weiter sagte er nichts; aber das war auch schon genug gesagt, nicht wahr, liebes Kind, das war genug gesagt? Ich war wie tot, wurde eiskalt, verlor das Gefühl; ich ging — na, ich begab mich hin mehr tot als lebendig. Man führte mich durch ein Zimmer, durch ein zweites Zimmer, durch ein drittes Zimmer, in das Arbeitszimmer — da stand ich nun! Zuverlässige Rechenschaft über das, was ich in diesem Augenblick dachte, kann ich Ihnen nicht geben. Ich sah, daß Seine Exzellenz da standen und um Dieselben herum all die andern. Ich glaube, ich habe keine Verbeugung gemacht; ich hatte das vergessen. Ich war in einer solchen Angst, daß mir die Lippen und die Beine zitterten. Und dazu hatte ich auch allen Grund, liebes Kind. Erstens schämte ich mich; ich warf so ganz zufällig einen Blick nach rechts in einen Spiegel, und das, was ich da erblickte, konnte mich sehr wohl um den Verstand bringen. Und zweitens hatte ich mich immer so benommen, als ob ich überhaupt nicht auf der Welt wäre, so daß Seine Exzellenz kaum von meiner Existenz wissen mochten. Vielleicht hatten Dieselben so beiläufig einmal gehört, daß in ihrem Ressort ein gewisser Djewuschkin vorhanden sei; aber in nähere Beziehung waren Dieselben zu mir nicht getreten.

Seine Exzellenz begannen zornig: »Was haben Sie da gemacht, mein Herr? Warum haben Sie nicht aufgepaßt? Das ist ein wichtiges Aktenstück, das Eile verlangt, und Sie verderben es. Was sagen Sie dazu?« Hier wandten sich Seine Exzellenz zu Jewstafi Iwanowitsch. Ich hörte nur einzelne Worte, die an mein Ohr schlugen: »Nachlässigkeit! Unachtsamkeit! Sie bringen uns in Unannehmlichkeiten!« Ich wollte den Mund öffnen, um etwas zu sagen. Ich wollte um Verzeihung bitten, aber ich konnte es nicht; ich wollte davonlaufen, aber ich wagte es nicht; und nun, liebes Kind, begab sich etwas Derartiges, daß ich auch jetzt noch vor Beschämung kaum die Feder halten kann. Einer meiner Rockknöpfe (hol ihn der Teufel!), ein Knopf, der nur an einem Faden hing, riß auf einmal ab, fiel herunter (ich hatte offenbar unversehens daran gestreift), machte klappernd ein paar Sprünge, kam ins Rollen und rollte geradeswegs (so ein verfluchtes Ding!) zu den Füßen Seiner Exzellenz hin, und das alles inmitten des allgemeinen Schweigens! Das war meine ganze Rechtfertigung, meine ganze Entschuldigung, meine ganze Antwort, alles, was ich Seiner Exzellenz hatte erwidern wollen! Die Folgen waren schrecklich. Seine Exzellenz wandten sofort ihre Aufmerksamkeit meiner Gestalt und meinem Anzug zu. Ich dachte an das, was ich im Spiegel gesehen hatte, und stürzte auf den Knopf zu, um ihn zu haschen! Das war ein dummer Einfall von mir! Ich bückte mich und wollte den Knopf greifen; aber er rollte weiter und drehte sich und ließ sich nicht fassen; kurz, auch im Punkt der Geschicklichkeit blamierte ich mich. Da hatte ich das Gefühl, daß auch meine letzten Kräfte mich verließen und jetzt alles, alles verloren war! Mein ganzes

Renommee war verloren, der ganze Mensch zugrunde gegangen! Und in beiden Ohren hörte ich merkwürdigerweise die Stimmen Teresas und Faldonis und Glockenläuten. Endlich erwischte ich den Knopf, erhob mich, machte Front und hätte nun wenigstens ruhig dastehen sollen, mit den Händen an der Hosennaht! Aber nein. Ich begann den Knopf an die zerrissenen Fäden heranzuhalten, als ob er dadurch haften bleiben würde, und lächelte noch dazu; ja, ich lächelte noch. Seine Exzellenz hatten sich zuerst abgewandt; dann blickten Dieselben wieder nach mir hin, und ich hörte, wie Seine Exzellenz zu Jewstafi Iwanowitsch sagten: »Was stellt das vor? Sehen Sie nur, in welchem Zustand er sich befindet! Wie sieht er aus! Was hat er nur?« Ach, meine Beste, was war da viel zu fragen: ›Wie sieht er aus, und was hat er nur?‹ Ich hatte mich blamiert! Ich hörte, wie Jewstafi Iwanowitsch sagte: »Nicht zu tadeln gewesen, in keiner Hinsicht zu tadeln gewesen, musterhafte Führung, ausreichendes, etatmäßiges Gehalt...« »Na, greifen Sie ihm ein bißchen unter die Arme«, sagten Seine Exzellenz, »geben Sie ihm einen Vorschuß...« »Vorschuß hat er schon genommen«, wurde erwidert, »er hat schon für längere Zeit Vorschuß erhalten. Seine Verhältnisse sind offenbar recht schlecht; aber er hat sich gut geführt und hat sich keinen Tadel zugezogen, niemals.« Mir war glühend heiß, mein Engelchen; ich brannte wie im höllischen Feuer! Ich war nahe daran, zu sterben! »Na«, sagten Seine Exzellenz laut, »dann müssen wir es so schnell wie möglich noch einmal abschreiben lassen; Djewuschkin, kommen Sie einmal hierher; schreiben Sie es noch einmal ohne Fehler ab; aber hören Sie...«, hier wandten sich Seine Exzel-

lenz an die übrigen, erteilten ihnen verschiedene Aufträge, und alle verließen das Zimmer. Sowie sie hinausgegangen waren, zogen Seine Exzellenz eilig ihre Brieftasche heraus und entnahmen ihr einen Hundertrubelschein. »Da!« sagten Seine Exzellenz; »soweit es in meinen Kräften steht; halten Sie es, wofür Sie wollen; nehmen Sie . . .«, und damit schoben Dieselben mir die Banknote in die Hand. Ich fuhr zusammen, mein Engelchen; meine ganze Seele war in ihrer tiefsten Tiefe erschüttert; ich weiß nicht, wie mir wurde; ich wollte die Hand Seiner Exzellenz ergreifen, um sie zu küssen. Aber Seine Exzellenz wurden ganz rot, mein Täubchen, und (ich weiche hier auch nicht um ein Haarbreit von der Wahrheit ab, meine Beste) Dieselben ergriffen meine unwürdige Hand und schüttelten sie, gerade als wenn ich ihresgleichen, ein ebensolcher General wäre. »Gehen Sie«, sagten Seine Exzellenz; »soweit es in meinen Kräften steht... Machen Sie keine Fehler; wir wollen uns in den Schaden teilen.«

Jetzt, liebes Kind, hören Sie, was ich beschlossen habe: Sie und Fedora bitte ich, und wenn ich Kinder hätte, so würde ich auch denen befehlen, zu Gott zu beten, das heißt folgendermaßen: für ihren Vater sollten sie nicht beten, aber für Seine Exzellenz sollten sie täglich und lebenslänglich beten! Und dann will ich Ihnen noch etwas sagen, liebes Kind, und ich sage das in feierlicher Weise; hören Sie gut zu, liebes Kind: Ich schwöre Ihnen, daß, wie sehr mich auch der seelische Kummer in den traurigen Tagen unserer Bedrängnis niederdrückte, wenn ich Sie und Ihre Nöte und mich und meine Erniedrigung und Unfähigkeit ansah, trotz alledem schwöre ich Ihnen, daß mir die

hundert Rubel nicht so wertvoll sind wie der Umstand, daß Seine Exzellenz *selbst* mir, einem so unbedeutenden Menschen und Trunkenbold, meine unwürdige Hand zu drücken geruht haben! Dadurch haben Seine Exzellenz mich mir selbst wiedergegeben. Durch diese Handlung haben Dieselben meine Seele vom Tode auferweckt, mir das Leben für alle Zeit versüßt; und ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich auch vor dem Allerhöchsten ein noch so großer Sünder bin, mein Gebet für das Glück und Wohlergehen Seiner Exzellenz doch zu seinem Thron gelangen wird!...

Liebes Kind! Ich befinde mich jetzt in einer schrecklichen Zerrüttung meiner seelischen Kräfte, in einer furchtbaren Aufregung! Mein Herz schlägt heftig und möchte aus der Brust herausspringen. Und ich selbst bin ganz matt und schwach geworden. — Ich sende Ihnen fünfundvierzig Rubel Papier; zwanzig Rubel werde ich der Wirtin geben; fünfunddreißig werde ich behalten: für zwanzig Rubel werde ich meine Garderobe in Ordnung bringen, und fünfzehn behalte ich zum Leben. Nur haben jetzt alle diese Eindrücke vom Vormittag mein ganzes Wesen schwer erschüttert. Ich werde mich ein bißchen hinlegen. Übrigens bin ich ruhig, sehr ruhig. Nur in der Seele habe ich eine Art von Reißen, und ich höre, wie dort in der Tiefe meine Seele zuckt und zittert und bebt. — Ich werde zu Ihnen kommen; jetzt aber bin ich wie betäubt von all diesen Empfindungen... Gott sieht alles, Sie mein liebes Kind, mein teures Täubchen!

In Verehrung Ihr Freund
Makar Djewuschkin.

Den 10. September.

Mein liebster Makar Alexejewitsch!

Ich freue mich unaussprechlich über Ihr Glück und weiß die Seelengüte Ihres Vorgesetzten zu würdigen, mein Freund. Jetzt können Sie also von Ihrem Leid aufatmen! Aber um des Himmels willen, geben Sie nicht wieder Geld für unnütze Dinge aus! Leben Sie still und möglichst bescheiden, und beginnen Sie gleich von diesem Tag an, immer wenigstens etwas beiseite zu legen, damit Sie nicht plötzlich wieder in Not kommen. Um uns aber machen Sie sich, ich bitte Sie inständigst, keine Sorgen. Fedora und ich werden uns schon durchschlagen. Warum haben Sie uns so viel Geld geschickt, Makar Alexejewitsch! Wir brauchen gar nichts. Wir sind auch mit dem zufrieden, was wir haben. Allerdings werden wir bald zum Umzug aus dieser Wohnung Geld nötig haben; aber Fedora hofft, von jemand ein alte Schuld zurückgezahlt zu bekommen. Ich behalte jedoch zwanzig Rubel für den Fall der Not; das übrige schicke ich Ihnen wieder zurück. Bitte, sparen Sie sich dieses Geld, Makar Alexejewitsch! Leben Sie wohl! Führen Sie jetzt ein ruhiges Leben; ich wünsche Ihnen eine gute Gesundheit und Frohsinn. Ich würde Ihnen mehr schreiben; aber ich fühle eine furchtbare Müdigkeit; gestern bin ich den ganzen Tag nicht aus dem Bett aufgestanden. Sie haben gut daran getan, daß Sie versprochen haben, zu uns zu kommen. Besuchen Sie mich, bitte, Makar Alexejewitsch!

W. D.

Den 11. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ich bitte Sie flehentlich, meine Beste, trennen Sie sich jetzt nicht von mir, jetzt, wo ich vollkommen glücklich und zufrieden bin. Mein Täubchen! Hören Sie nicht auf Fedora; ich will auch alles tun, was Sie verlangen; ich werde mich gut führen, schon allein aus Verehrung für Seine Exzellenz; ich werde mich gut und tadellos führen; wir werden einander wieder glückselige Briefe schreiben; wir werden einander unsere Gedanken anvertrauen und unsere Freuden und unsere Sorgen, wenn wir Sorgen haben sollten; wir werden einträchtig und glücklich zusammen leben. Wir werden uns mit der Literatur beschäftigen... Mein Engelchen! Meine Lage hat sich ja vollständig geändert, und alles hat sich zum Guten gewandt. Die Wirtin ist zugänglicher geworden. Teresa benimmt sich verständiger, und selbst Faldoni zeigt einige Dienstfertigkeit. Mit Ratasjajew habe ich mich ausgesöhnt. Ich bin in der Freude meines Herzens selbst zu ihm gegangen. Er ist wirklich ein gutherziger junger Mensch, liebes Kind, und was über ihn Schlechtes gesagt wurde, das war alles dummes Zeug. Ich habe jetzt eingesehen, daß das alles schändliche Verleumdung war. Er hat überhaupt nicht daran gedacht, uns in einer seiner Schriften abzukonterfeien; das hat er mir selbst gesagt. Er hat mir sein neues Werk vorgelesen. Und was das anlangt, daß er mich damals einen Lovelace genannt hat, so ist das überhaupt kein Schimpfwort und keine unpassende Bezeichnung; er hat mir das auseinandergesetzt. Das ist ein Fremdwort und bedeutet einen forschen Kerl, oder wenn man es schöner, mehr im literarischen Stil, ausdrücken will,

so bedeutet es einen Mann, der alle Hochachtung verdient, und nicht irgend etwas anderes, sehen Sie wohl! Es war ein harmloser Scherz, mein Engelchen! Ich ungebildeter Mensch hatte mich aus Dummheit dadurch gekränkt gefühlt. Ich habe ihn aber auch jetzt deswegen um Entschuldigung gebeten... Und was ist heute für merkwürdig schönes Wetter, liebe Warwara! Allerdings war es am Morgen etwas kalt, und es fiel ein feiner Regen wie durch ein Sieb. Aber das macht nichts; dafür ist die Luft ein bißchen frischer geworden. Ich ging aus, um mir Stiefel zu kaufen, und erstand ein wunderschönes Paar. Ich ging auf dem Newski-Prospekt spazieren. Ich las die ›Biene‹. Ja! die Hauptsache habe ich Ihnen noch zu erzählen vergessen. Also hören Sie:

Heute früh kam ich mit Jemeljan Iwanowitsch und mit Axenti Michailowitsch ins Gespräch über Seine Exzellenz. Ja, liebe Warwara, ich bin nicht der einzige, gegen den Seine Exzellenz so gütig gewesen sind. Ich bin nicht der einzige, dem Dieselben Wohltaten erwiesen haben, und die Herzensgüte des hohen Herrn ist der ganzen Welt bekannt. An vielen Stellen wird ihm zu Ehren sein Lob gesungen und fließen Tränen der Dankbarkeit. Ein Waisenmädchen ist bei ihm erzogen worden, und er hat sie versorgt, sie an einen geachteten Mann verheiratet, der bei ihm selbst ›zu besonderen Aufträgen‹ angestellt ist. Den Sohn einer armen Witwe hat er in einer Kanzlei untergebracht und auch sonst noch vielen viele Wohltaten erwiesen. Ich hielt es für meine Pflicht, liebes Kind, sogleich auch mein Scherflein beizusteuern, und erzählte allen laut die Handlungsweise Seiner Exzellenz; ich erzählte ihnen alles und verheimlichte ihnen nichts. Dabei ließ

ich Scham Scham sein. Scham und Ambition sind unter solchen Umständen bedeutungslos. Also erzählte ich alles laut; mögen die Taten Seiner Exzellenz bekannt und berühmt werden! Ich sprach mit Begeisterung, mit warmem Gefühl, ohne zu erröten; ich war vielmehr stolz darauf, daß ich imstande war, so etwas zu erzählen. Ich habe alles erzählt (nur von Ihnen habe ich verständigerweise geschwiegen, liebes Kind): von meiner Wirtin und von Faldoni und von Ratasjajew und von den Stiefeln und von Markow – alles habe ich erzählt. Einige lächelten dabei einander zu, ja, die Wahrheit zu sagen, das taten sie alle. Aber sie fanden gewiß an meiner Figur etwas komisch oder in bezug auf meine Stiefel – gewiß in bezug auf meine Stiefel. Aber in irgendwelcher schlechten Absicht konnten sie es unmöglich tun. Das taten sie nur so infolge ihrer Jugendlichkeit oder deswegen, weil sie wohlhabende Leute sind; aber in schlechter, böser Absicht konnten sie über meine Worte bestimmt nicht lächeln. Ich meine, in bezug auf Seine Exzellenz konnten sie das bestimmt nicht tun. Nicht wahr, liebe Warwara?

Ich kann immer noch nicht recht zur Besinnung kommen, liebes Kind. Alle diese Vorgänge haben mich ganz wirr gemacht! Haben Sie auch Holz? Erkälten Sie sich nur nicht, liebe Warwara; man kann sich im Handumdrehen eine Erkältung zuziehen. Ach, liebes Kind, mit Ihren traurigen Gedanken drücken Sie mich ganz nieder. Ich bete für Sie, liebes Kind, bete für Sie innig! Haben Sie zum Beispiel wollene Strümpfe oder sonstige warme Kleidungsstücke? Nehmen Sie sich ja in acht, mein Täubchen! Wenn Sie irgend so etwas brauchen, dann kränken Sie, bitte, mich alten Mann nicht, sondern wenden Sie sich ohne weiteres

an mich! Die schlechten Zeiten sind jetzt vorüber. Über mich brauchen Sie sich nicht zu beunruhigen. Die ganze Zukunft ist so hell und schön!

Aber es war eine traurige Zeit, liebe Warwara! Na ja, jetzt ist es ja ganz egal; sie ist vergangen! Die Jahre werden vergehen, und wir werden uns auch an diese Zeit mit einem leisen Seufzer erinnern. Ich denke an meine Jugendjahre zurück. War das eine Zeit! Manchmal hatte man nicht eine Kopeke. Man fror und hungerte, war aber doch vergnügt. Am Morgen ging man auf dem Newski-Prospekt spazieren, und wenn man dann einem hübschen Gesichtchen begegnete, so war man für den ganzen Tag glücklich. Es war eine herrliche, herrliche Zeit, liebes Kind! Es ist schön, auf der Welt zu leben, liebe Warwara! Besonders in Petersburg. Mit Tränen in den Augen habe ich gestern vor Gott dem Herrn Buße getan und ihn angefleht, mir alle meine Sünden in dieser traurigen Zeit zu vergeben: mein Murren, meine Freidenkerei, meine Ausschweifung, meine Heftigkeit. Ihrer habe ich in meinem Gebet mit Rührung gedacht. Sie sind die einzige, mein Engelchen, die mich aufrechterhalten und getröstet und durch heilsame Ratschläge und Belehrungen geleitet hat. Ich kann das nie vergessen, liebes Kind. Ihre Briefe habe ich heute alle einen nach dem andern geküßt, mein Täubchen! Nun leben Sie wohl, liebes Kind! Ich höre, daß hier irgendwo in der Nähe eine Uniform zu verkaufen ist; da werde ich mich mal ein bißchen erkundigen. Leben Sie wohl, mein Engelchen! Leben Sie wohl!

Ihr Ihnen herzlich ergebener

Makar Djewuschkin.

Den 15. September.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Ich bin in schrecklicher Aufregung. Hören Sie, was bei uns geschehen ist. Ich ahne etwas Verhängnisvolles. Urteilen Sie selbst, mein teuerster Freund: Herr Bykow ist in Petersburg. Fedora ist ihm begegnet. Er fuhr, ließ anhalten, kam selbst auf Fedora zu und erkundigte sich, wo sie wohne. Sie wollte es ihm nicht sagen. Darauf sagte er lächelnd, er wisse, wer bei ihr wohne. (Offenbar hat ihm Anna Fjodorowna alles erzählt.) Da konnte sich Fedora nicht beherrschen und machte ihm gleich dort auf der Straße Vorwürfe, schalt ihn und sagte ihm, er sei ein sittenloser Mensch und die Ursache meines ganzen Unglücks. Er antwortete, wenn jemand kein Geld habe, dann sei er selbstverständlich unglücklich. Fedora sagte ihm, ich würde es verstanden haben, von meiner Hände Arbeit zu leben; auch hätte ich mich verheiraten oder auch eine Stelle annehmen können; aber jetzt sei mein Glück für immer vernichtet; zudem sei ich krank und würde bald sterben. Hierauf bemerkte er, ich sei noch sehr jung, und in meinem Kopf gäre es noch, und unsere Tugenden seien ein bißchen angelaufen (seine Worte). Fedora und ich dachten, er wisse unsere Wohnung nicht; da trat er plötzlich gestern, als ich gerade nach dem Kaufhof gegangen war, um Einkäufe zu machen, in unser Zimmer; ich glaube, er hatte mich nicht zu Hause treffen wollen. Er befragte Fedora lange nach unserm Leben und Treiben und musterte bei uns alles, besah auch meine Handarbeit; zuletzt fragte er: »Was ist das für ein Beamter, der mit Ihnen bekannt ist?« Gerade in dem Augenblick gingen Sie über den Hof, und Fedora zeigte Sie ihm; er blickte hin und lächelte.

Fedora ersuchte ihn wegzugehen und sagte ihm, ich sei so schon von all dem Gram krank, und es würde mir sehr unangenehm sein, ihn bei uns zu sehen. Er schwieg eine Weile; dann sagte er, er sei nur so zufällig vorbeigekommen, weil er nichts Besseres zu tun gehabt habe, und wollte Fedora fünfundzwanzig Rubel geben; die nahm das Geld natürlich nicht an. — Was mag das alles zu bedeuten haben? Warum ist er zu uns gekommen? Ich verstehe nicht, woher er alles über uns weiß! Ich verliere mich in Mutmaßungen. Fedora sagt, ihre Schwägerin Axinja, die manchmal zu uns kommt, sei mit der Wäscherin Nastasja bekannt, und Nastasjas Vetter sei Hauswart bei der Behörde, bei der ein Bekannter eines Neffen von Anna Fjodorowna angestellt sei. Ob das Gerede auf diesem Wege durchgesickert ist? Sehr möglich übrigens, daß Fedora sich irrt; wir wissen nicht, was wir denken sollen. Ob er wirklich noch einmal zu uns kommen wird? Schon allein der Gedanke daran setzt mich in Schrecken! Als Fedora mir das alles gestern erzählte, war ich so erschrocken, daß ich vor Angst beinah in Ohnmacht fiel. Was wollen sie noch von mir? Ich will jetzt nichts von ihnen wissen! Was habe ich Arme noch mit ihnen zu schaffen? Ach! In welcher Furcht schwebe ich jetzt; jeden Augenblick denke ich, daß Bykow hereintritt. Was soll aus mir werden! Was hat das Schicksal noch für mich in Bereitschaft? Ich bitte Sie inständig, kommen Sie jetzt gleich zu mir, Makar Alexejewitsch! Kommen Sie um Gottes willen, kommen Sie!

Den 18. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Am heutigen Tag hat sich in unserer Wohnung ein überaus trauriges, ganz unerklärliches und unerwartetes Ereignis zugetragen. Sie müssen wissen, liebes Kind, daß unser armer Gorschkow vollständig freigesprochen worden ist. Diese Entscheidung war schon lange gefällt; aber heute ging er hin, um das endgültige Urteil zu hören. Der Prozeß hat für ihn einen sehr glücklichen Ausgang genommen. Alles, was ihm zum Vorwurfe gemacht worden war, Fahrlässigkeit und Mangel an Aufmerksamkeit, von allem ist er vollständig freigesprochen worden. Das Gericht hat entschieden, es solle von dem Kaufmann eine bedeutende Geldsumme zu Gorschkows Gunsten eingezogen werden, so daß sowohl seine materielle Lage sich erheblich gebessert hat, als auch seine Ehre von dem Fleck gereinigt und alles wieder gut geworden ist; kurz, alle seine Wünsche sind vollständig erfüllt. Er kam heute um drei Uhr nach Hause. Sein Gesicht sah ganz entstellt aus; er war blaß wie Leinwand, seine Lippen zitterten, aber er lächelte. Er umarmte seine Frau und seine Kinder. Wir alle gingen in dichtem Schwarm zu ihm, um ihn zu beglückwünschen. Er war sehr gerührt über unsere Handlungsweise, verbeugte sich nach allen Seiten und drückte jedem von uns mehrmals die Hand. Es schien mir sogar, als sei er gewachsen und halte sich gerader und habe keine Tränen mehr in den Augen. Er befand sich in der größten Aufregung, der arme Mensch. Er konnte nicht zwei Minuten lang auf einem Fleck bleiben, nahm alles, was vor ihm lag, in die Hände und legte es dann wieder hin; er lächelte unaufhörlich und ver-

beugte sich, setzte sich hin, stand auf, setzte sich wieder und redete Gott weiß was; unter anderm kamen die Worte vor: »Meine Ehre, meine Ehre, mein guter Name, meine Kinder«, und in welchem Ton er das sagte! Er brach sogar in Tränen aus. Auch wir weinten zum größten Teil. Ratasjajew wollte ihn ohne Zweifel in eine mannhaftere Stimmung versetzen und sagte: »Was hilft einem die Ehre, lieber Freund, wenn man nichts zu essen hat; das Geld, lieber Freund, das Geld ist die Hauptsache; das ist's, wofür Sie Gott danken müssen!«, und dabei klopfte er ihm auf die Schulter. Es schien mir, als ob Gorschkow sich verletzt fühlte, das heißt, nicht daß er geradezu sein Mißfallen geäußert hätte, aber er sah Ratasjajew in einer sonderbaren Weise an und nahm dessen Hand von seiner Schulter herunter. Früher hätte er das nicht getan, liebes Kind! Übrigens sind die Charaktere verschieden. Ich zum Beispiel hätte, wenn mir eine solche Freude widerfahren wäre, nicht gleich den Stolz herausgekehrt; sehen Sie, meine Beste, man macht ja manchmal überflüssigerweise eine Verbeugung und benimmt sich demütig, lediglich in einem Anfall von Seelengüte und übermäßiger Weichheit des Herzens ... indessen von mir ist hier nicht die Rede! »Ja«, sagte er, »auch das Geld ist gut; Gott sei Dank, Gott sei Dank!...« Und dann wiederholte er die ganze Zeit über, während wir bei ihm waren, in einem fort: »Gott sei Dank, Gott sei Dank!...« Seine Frau bestellte ein besseres und reichlicheres Mittagessen. Unsere Wirtin kochte es selbst für die Familie Gorschkow. Unsere Wirtin ist teilweise eine gutherzige Frau. Aber vor dem Mittagessen war Gorschkow nicht imstande, auf einem Fleck stillzusitzen. Er ging zu allen in die Zimmer, ob

er dazu aufgefordert war oder nicht. Er trat ohne weiteres ein, lächelte, setzte sich auf einen Stuhl, sagte etwas oder sagte manchmal auch nichts und ging wieder hinaus. Bei dem Schiffsfähnrich nahm er sogar die Karten in die Hand, und man ließ ihn als vierten Mann mitspielen. Er spielte eine Weile, richtete aber beim Spiel die größte Verwirrung an, machte drei oder vier Spiele und hörte wieder auf zu spielen. »Nein«, sagte er, »ich wollte ja nur ... ich wollte ja nur so ein bißchen ...«, und ging hinaus. Mir begegnete er auf dem Flur, ergriff meine beiden Hände und sah mir gerade in die Augen, aber in einer so wunderlichen Weise; er drückte mir die Hand und entfernte sich; und immerzu lächelte er, aber es war ein so sonderbares, starres Lächeln wie bei einem Toten. Seine Frau weinte vor Freude; alles war bei ihnen so fröhlich wie an einem Festtag. Das Mittagessen dauerte nicht lange. Nach dem Mittagessen sagte er zu seiner Frau: »Hör mal, mein Herzchen, ich werde mich ein bißchen hinlegen«, und damit legte er sich auf das Bett. Er rief sein Töchterchen zu sich heran, legte ihr die Hand auf den Kopf und streichelte den Kopf des Kindes lange, lange. Dann wandte er sich plötzlich an seine Frau und sagte: »Was macht denn Peterchen? Unser kleiner Peter, unser kleines Peterchen?...« Die Frau bekreuzigte sich und antwortete ihm, der sei ja gestorben. »Ja, ja, ich weiß«, sagte der Mann, »Peterchen ist jetzt im Himmel.« Die Frau sah, daß er nicht klar im Kopf war, daß ihn das Ereignis vollständig erschüttert hatte, und sagte zu ihm: »Du solltest ein bißchen schlafen, mein Herzchen.« »Schön«, erwiderte er, »ich will sogleich ... ich will ein bißchen ...« Mit diesen Worten wandte er sich ab und lag ein

Weilchen still; dann drehte er sich wieder herum und wollte etwas sagen. Die Frau verstand ihn nicht und fragte ihn: »Was ist, lieber Mann?« Aber er gab keine Antwort. Sie wartete ein bißchen. ›Na‹, dachte sie, ›er ist eingeschlafen‹, und ging auf ein Stündchen zur Wirtin. Nach einer Stunde kehrte sie zurück und sah, daß ihr Mann noch nicht aufgewacht war und still dalag, ohne sich zu rühren. Sie glaubte, er schliefe, setzte sich hin und nahm eine Arbeit vor. Sie erzählt, sie sei etwa eine halbe Stunde lang so in Gedanken versunken gewesen, daß sie sich nicht einmal mehr erinnern könne, woran sie gedacht habe; sie sagt nur, sie habe sogar ihren Mann vergessen gehabt. Aber auf einmal sei sie infolge einer ängstlichen Empfindung zu sich gekommen, und vor allem sei ihr die Grabesstille im Zimmer aufgefallen. Sie habe nach dem Bett hingeblickt und gesehen, daß ihr Mann immer noch in derselben Haltung dagelegen habe. Sie sei zu ihm getreten, habe die Bettdecke weggezogen und ihn angesehen — aber er sei schon ganz kalt gewesen. Er war gestorben, liebes Kind; Gorschkow war gestorben, plötzlich gestorben, wie vom Blitz getroffen. Woran er aber gestorben ist, das weiß Gott. Mich hat das so ergriffen, liebe Warwara, daß ich bis zu diesem Augenblick nicht zur Besinnung kommen kann. Es kommt einem unglaublich vor, daß ein Mensch so einfach hat sterben können. So ein armer, unglücklicher Kerl, dieser Gorschkow! Ach, was für ein Schicksal, was für ein Schicksal! Die Frau schwimmt in Tränen und ist ganz verstört. Das kleine Mädchen hat sich in einen Winkel verkrochen. Bei ihnen ist jetzt ein unruhiges Treiben; es wird eine ärztliche Untersuchung stattfinden . . . Genaueres

kann ich Ihnen nicht darüber sagen. Die Leute tun mir leid, so leid! Es ist traurig zu denken, daß wir so tatsächlich weder Tag noch Stunde wissen ... Man stirbt so ohne weiteres ...

Ihr

Makar Djewuschkin.

Den 19. September.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, Ihnen mitzuteilen, meine Freundin, daß Ratasjajew mir Arbeit für einen Schriftsteller verschafft hat. Es ist einer zu ihm gekommen und hat ihm ein dickes Manuskript gebracht; da habe ich, Gott sei Dank, viel Arbeit. Nur ist es so unleserlich geschrieben, daß ich nicht weiß, wie ich die Sache angreifen soll; und dabei wird es recht schnell verlangt. Auch handelt es von einem Gegenstand, von dem unsereiner gar nichts versteht. Auf vierzig Kopeken für den Bogen haben wir uns geeinigt. Ich schreibe Ihnen das alles deshalb, meine Beste, weil ich jetzt einen Nebenverdienst habe. — Na, aber jetzt leben Sie wohl, liebes Kind; ich will mich gleich an die Arbeit machen.

Ihr treuer Freund

Makar Djewuschkin.

Den 23. September.

Mein teurer Freund Makar Alexejewitsch!

Ich habe Ihnen seit vorgestern nichts geschrieben, mein Freund; aber ich habe sehr viel Sorge und sehr viel Aufregung gehabt.

Vorgestern war Bykow bei mir. Ich war allein; Fedora war ausgegangen. Ich öffnete ihm und bekam, als

ich ihn erblickte, einen solchen Schreck, daß ich mich nicht vom Fleck rühren konnte. Ich fühlte, daß ich blaß wurde. Er trat nach seiner Gewohnheit laut lachend ein, nahm sich einen Stuhl und setzte sich. Ich konnte lange Zeit meine Gedanken nicht sammeln; endlich setzte ich mich in eine Ecke an meine Arbeit. Er hörte bald auf zu lachen. Ich bin in der letzten Zeit so mager geworden; meine Backen und meine Augen sind eingefallen; ich war blaß wie Leinwand... ich war wirklich schwer zu erkennen für jemand, der mich vor einem Jahr gekannt hat. Er sah mich lange unverwandt an; endlich wurde er wieder heiter. Er sagte etwas; ich erinnere mich nicht, was ich ihm antwortete, und er lachte wieder. Er saß bei mir eine ganze Stunde, redete mit mir und fragte mich nach allerlei. Endlich, bevor er Abschied nahm, ergriff er mich bei der Hand und sagte (ich schreibe Ihnen seine eigenen Worte her): »Warwara Alexejewna! Unter uns gesagt, Anna Fjodorowna, Ihre Verwandte und meine gute Bekannte und Freundin, ist ein grundgemeines Frauenzimmer.« (Hier bezeichnete er sie noch mit einem unanständigen Wort.) »Sie hat sowohl Ihre Cousine vom rechten Weg abgelenkt als auch Sie zugrunde gerichtet. Was mich betrifft, so habe auch ich mich in diesem Falle wie ein rechter Schuft benommen; na, aber — das ist ja eine Geschichte, wie sie alle Tage vorkommt.« Hier lachte er aus vollem Halse. Dann machte er die Bemerkung, er verstehe nicht schön zu reden; das Wichtigste, was zu sagen gewesen sei und wovon zu schweigen ihm die Pflicht des Anstandes verboten habe, das habe er schon ausgesprochen und schreite nun mit kurzen Worten zum übrigen. Darauf erklärte er mir, er halte um meine

Hand an; er erachte es für seine Pflicht, mir meine Ehre wiederzugeben; er sei reich und werde mich nach der Hochzeit auf sein Gut in die Steppe bringen; er wolle dort Hasen hetzen; er werde nie wieder nach Petersburg kommen, denn in Petersburg sei es gräßlich; er habe hier in Petersburg, wie er sich selbst ausdrückte, einen Taugenichts von Neffen, den der Erbschaft zu berauben er sich fest vorgenommen habe, und speziell zu diesem Zweck, das heißt, in dem Wunsch, gesetzliche Nachkommen zu haben, halte er um meine Hand an; dies sei der Hauptgrund seiner Bewerbung. Dann bemerkte er noch, ich hätte eine sehr ärmliche Wohnung; es sei kein Wunder, wenn ich in einem solchen elenden Ställchen krank würde, und prophezeite mir den unausbleiblichen Tod, wenn ich auch nur noch einen Monat da bliebe; er sagte, in Petersburg seien die Wohnungen überhaupt greulich, und fragte zum Schluß, ob ich irgend etwas brauche.

Ich war von seinem Antrag so überrascht, daß ich (ich weiß selbst nicht, warum) in Tränen ausbrach. Er hielt meine Tränen für Dankestränen und sagte mir, er sei immer davon überzeugt gewesen, daß ich ein gutes, gefühlvolles, gebildetes Mädchen sei; indes habe er sich zu diesem Schritt nicht eher entschlossen, ehe er nicht genaue Erkundigungen über meinen jetzigen Lebenswandel eingezogen gehabt habe. Hier fragte er auch nach Ihnen und sagte, er habe alles gehört; Sie seien ein Mann von anständigen Grundsätzen; er seinerseits wolle nicht Ihr Schuldner sein, und ob Ihnen wohl fünfhundert Rubel für alles, was Sie für mich getan hätten, genügen würden. Als ich ihm erwiderte, Sie hätten für mich getan, was sich mit

keinem Geld bezahlen lasse, sagte er zu mir, das sei dummes Zeug; das seien Romangedanken; ich wäre noch jung und läse Gedichte; die Romane verdrehten den jungen Mädchen nur die Köpfe; die Bücher verdürben nur die Moralität, und er könne keine Bücher ausstehen; er rate mir, erst mal so alt zu werden wie er und dann über die Menschen zu reden; »dann«, fügte er hinzu, »werden Sie auch Menschenkenntnis besitzen«. Dann sagte er, ich möchte mir seinen Antrag ordentlich überlegen; es würde ihm sehr unangenehm sein, wenn ich einen so wichtigen Schritt unbedacht täte, und fügte hinzu, Unbedachtsamkeit und Schwärmerei verdürben die unerfahrene Jugend; er wünsche aber sehr eine günstige Antwort von meiner Seite; im entgegengesetzten Fall werde er sich genötigt sehen, in Moskau eine Kaufmannsfrau zu heiraten; »denn«, sagte er, »ich habe mir geschworen, meinen Taugenichts von Neffen der Erbschaft zu berauben«. Er ließ mit Gewalt auf meinem Stickrahmen fünfhundert Rubel zurück, wie er sagte, zu Konfekt; er sagte, auf dem Lande würde ich aufgehen wie ein Pfannkuchen, und ich würde bei ihm ein Leben haben wie die Made im Speck; er habe augenblicklich sehr viel zu tun, sei den ganzen Tag in Geschäftsangelegenheiten umhergelaufen und jetzt nur in einer kleinen Zwischenpause zu mir hereingekommen. Darauf ging er fort. Ich habe lange nachgedacht, vieles überlegt, mich mit diesen Gedanken herumgequält und bin endlich zu einem Entschlusse gekommen, mein Freund. Ich werde ihn heiraten, mein Freund; ich muß seinen Antrag annehmen. Wenn jemand mich von meiner Schande befreien, mir meinen ehrlichen Namen wiedergeben, Armut und Entbehrungen und Unglück

mir in Zukunft fernhalten kann, so ist das einzig und allein er. Was habe ich denn von der Zukunft zu erwarten, was kann ich vom Schicksal verlangen? Fedora sagt, man dürfe sein Glück nicht vorübergehen lassen; freilich fügt sie hinzu, was denn in einem solchen Fall Glück zu nennen sei. Ich wenigstens finde keinen andern Ausweg für mich, mein teurer Freund. Was soll ich machen? Durch die Arbeit habe ich so schon meine ganze Gesundheit untergraben; beständig arbeiten kann ich nicht. Soll ich in eine dienende Stellung zu fremden Menschen gehen? Ich würde vor Gram dahinsiechen und es außerdem niemandem zu Dank machen. Ich bin von Natur kränklich und würde daher fremden Leuten immer nur eine Last sein. Allerdings werde ich auch jetzt nicht in ein Paradies kommen; aber was soll ich machen, mein Freund, was soll ich machen? Ich habe keine Wahl.

Ich habe Sie nicht um Ihren Rat gebeten. Ich wollte allein überlegen. Der Entschluß, den Sie soeben gelesen haben, ist unabänderlich, und ich werde ihn unverzüglich Bykow mitteilen, der mich sowieso schon zu einer endgültigen Entscheidung drängt. Er hat gesagt, seine Geschäfte zu Hause warteten nicht auf ihn; er müsse heimfahren und könne sie nicht um solcher Lappalien willen aufschieben. Ob ich werde glücklich werden, das weiß nur Gott in seiner heiligen, unerforschlichen Macht über mein Schicksal; aber ich habe mich entschlossen. Bykow soll ein guter Mensch sein; er wird mich achten, und vielleicht werde auch ich ihn achten. Was kann man von unserer Ehe mehr erwarten?

Ich teile Ihnen alles mit, Makar Alexejewitsch. Ich bin überzeugt, daß Sie meinen Kummer verstehen

werden. Suchen Sie mich nicht von meinem Vorhaben abzubringen; Ihre Bemühungen würden vergeblich sein. Wägen Sie in Ihrem eigenen Herzen alles ab, was mich genötigt hat, so zu handeln! Ich war zuerst sehr aufgeregt; aber jetzt bin ich ruhiger. Was mir die Zukunft bringen wird, weiß ich nicht. Geschehe, was geschehen soll; wie Gott will! . . .

Bykow ist gekommen; ich breche den Brief unvollendet ab. Ich wollte Ihnen eigentlich noch vieles sagen. Bykow ist schon hier!

Den 23. September.

Meine liebe Warwara Alexejewna!

Ich beeile mich, liebes Kind, Ihnen zu antworten; ich beeile mich, liebes Kind, Ihnen mitzuteilen, daß ich im höchsten Grade erstaunt bin. Das ist alles so wunderlich . . . Gestern haben wir Gorschkow begraben. Ja, ganz richtig, liebe Warwara, ganz richtig; Bykow hat ehrenhaft gehandelt; nur, sehen Sie, meine Beste . . . Also Sie nehmen seinen Antrag an. Gewiß, in allen Dingen geschehe Gottes Wille; ganz richtig, das muß unbedingt so sein; ich meine, hier muß unbedingt Gottes Wille geschehen; die Vorsehung des himmlischen Schöpfers ist gewiß gütig und unerforschlich und Seine Fügungen ebenfalls, die ebenfalls. — Auch Fedora nimmt an Ihnen herzlichen Anteil. Gewiß, Sie werden jetzt glücklich werden, liebes Kind; Sie werden im Wohlstand leben, mein Täubchen, mein Sternchen, Sie mein Goldkind, mein Engelchen — nur, sehen Sie, liebe Warwara, wie kann denn das so schnell gehen? . . . Ja, die Geschäfte . . . Herr Bykow hat Geschäfte — gewiß, wer hätte keine Geschäfte; die können auch bei ihm vorkom-

men ... ich habe ihn gesehen, als er von Ihnen wegging. Ein stattlicher, stattlicher Mann, sogar ein sehr stattlicher Mann. Nur ist das alles so eigentümlich ... es handelt sich eigentlich nicht darum, daß er ein stattlicher Mann ist; aber ich bin jetzt ganz wirr im Kopf. Nur, sehen Sie, wie werden wir denn einander jetzt Briefe schreiben? Und ich, ich, wie kann ich denn hier ganz allein bleiben? Mein Engelchen, ich wäge alles ab, ich wäge alles ab, wie Sie es mir geschrieben haben; in meinem Herzen wäge ich das alles ab, alle diese Gründe. Ich hatte bei meiner Abschreibearbeit schon den zwanzigsten Bogen fertig, und da trat nun dieses Ereignis ein! Liebes Kind, wenn Sie nun fortziehen, dann müssen Sie doch verschiedene Einkäufe machen, allerlei Schuhzeug und Kleider, und da trifft es sich gut, daß ich einen Laden in der Gorochowaja-Straße kenne; Sie erinnern sich wohl, daß ich Ihnen den einmal ausführlich beschrieben habe. – Aber nein doch! Wie können Sie denn, liebes Kind? Was reden Sie nur? Das geht ja gar nicht, daß Sie jetzt fortziehen; das ist vollständig unmöglich, schlechterdings unmöglich. Sie müssen ja große Einkäufe machen und sich auch eine Equipage anschaffen. Außerdem ist jetzt auch schlechtes Wetter; sehen Sie nur hin: es gießt wie aus Eimern, und es ist ein so nasser Regen, und dann auch noch ... dann werden Sie auch noch frieren, mein Engelchen; das Herzchen wird Ihnen frieren! Sie fürchten sich ja vor fremden Menschen, und da wollen Sie fortziehen! Und ich, bei wem werde ich denn hier so ganz allein zurückbleiben? Ja, da sagt Fedora, es erwarte Sie ein großes Glück; aber die ist ja ein hitziges Weib und will mich zugrunde richten. Gehen Sie heute zur Abendmesse, liebes Kind? Dann

würde ich auch hinkommen, um Sie zu sehen. Das ist die Wahrheit, liebes Kind, die volle Wahrheit, daß Sie ein gebildetes, tugendhaftes, gefühlvolles Mädchen sind; aber mag er doch lieber die Kaufmannsfrau heiraten! Wie denken Sie darüber, liebes Kind? Mag er lieber die Kaufmannsfrau heiraten! – Sobald es dunkelt, liebe Warwara, werde ich auf ein Stündchen zu Ihnen kommen. Jetzt wird es ja früh dunkel; da werde ich also kommen. Ich werde heute bestimmt auf ein Stündchen zu Ihnen kommen, liebes Kind. Sie erwarten jetzt Bykow, und wenn der weggeht, dann werde ich ... Also erwarten Sie mich, liebes Kind; ich werde kommen ...

Makar Djewuschkin.

Den 27. September.

Mein Freund Makar Alexejewitsch!

Herr Bykow hat gesagt, ich müsse unter allen Umständen drei Dutzend Hemden von holländischer Leinwand haben. Also müssen wir so schnell wie möglich Weißnäherinnen annehmen; wir haben nur sehr wenig Zeit. Herr Bykow ist ärgerlich; er sagt, diese Lappen machten furchtbar viel Schererei. Unsere Hochzeit ist in fünf Tagen, und am Tage nach der Hochzeit fahren wir ab. Herr Bykow drängt zur Eile; er sagt, man dürfe nicht mit Dummheiten viel Zeit verlieren.

Ich bin von all der Mühe und Arbeit ganz matt, und ich kann mich kaum noch auf den Beinen halten. Es ist eine furchtbare Menge zu tun, und wirklich, das beste wäre, wenn man das alles nicht anschaffte. Ja, was ich noch sagen wollte: es fehlen uns Blonden und Spitzen; daher müssen wir noch zukaufen; denn

Herr Bykow sagt, er wolle nicht, daß seine Frau wie eine Köchin herumlaufe, und ich müsse unter allen Umständen bewirken, daß alle Gutsbesitzerfrauen ›vor Neid die Platze kriegten‹. So hat er sich selbst ausgedrückt. Also, Makar Alexejewitsch, gehen Sie doch, bitte, nach der Gorochowaja-Straße zu Madame Chiffon, und bitten Sie sie, erstens, uns Weißnäherinnen zu schicken, und zweitens, sich selbst zu mir zu bemühen. Ich bin heute krank. In unserer neuen Wohnung ist es so kalt, und es herrscht hier eine schreckliche Unordnung. Herrn Bykows Tante kann kaum noch atmen vor Altersschwäche. Ich fürchte, daß sie noch vor unserer Abreise stirbt; aber Herr Bykow sagt, das habe nichts zu besagen; sie werde sich schon wieder aufrappeln. Bei uns im Hause ist eine schreckliche Unordnung. Herr Bykow wohnt nicht bei uns, und infolgedessen laufen die Dienstboten auseinander, Gott weiß wohin. Es kommt vor, daß niemand als Fedora zu unserer Bedienung da ist; Herrn Bykows Kammerdiener aber, der alles beaufsichtigen soll, ist schon seit vorgestern verschwunden, kein Mensch weiß, wohin. Herr Bykow kommt jeden Morgen zu uns gefahren; er ist immer ärgerlich und hat gestern den Hausverwalter geprügelt, weswegen er dann Unannehmlichkeiten mit der Polizei gehabt hat... Ich hatte nicht einmal jemand, durch den ich Ihnen einen Brief hätte schicken können. So schreibe ich Ihnen denn jetzt durch die Stadtpost. Ja, beinah hätte ich das Wichtigste vergessen! Sagen Sie doch zu Madame Chiffon, sie möchte die Blonden unbedingt ändern, nach dem gestrigen Muster, und sie möchte selbst zu mir kommen, um mir eine neue Auswahl vorzulegen. Und sagen Sie ihr noch, daß ich mich in be-

treff der Borte anders besonnen habe; sie soll gehäkelt werden. Und noch eins: die Buchstaben in den Monogrammen auf den Taschentüchern sollen in Tamburinstich gestickt werden; hören Sie wohl? in Tamburinstich, nicht in Plattstich! Achten Sie wohl darauf, vergessen Sie es nicht: in Tamburinstich! Und da hätte ich noch etwas beinah vergessen! Bestellen Sie ihr doch um Gottes willen, die Blättchen auf der Pelerine sollen erhaben gestickt, die Ranken und Dornen kordoniert und der Kragen mit einer Spitze oder einer breiten Falbel besetzt werden. Bitte, bestellen Sie das, Makar Alexejewitsch!

Ihre

W. D.

PS. Ich schäme mich, daß ich Sie fortwährend mit meinen Aufträgen belästige. Auch vorgestern sind Sie ja schon den ganzen Vormittag für mich herumgelaufen. Aber was soll ich machen! Bei uns zu Hause ist keine Ordnung, und ich selbst bin krank. Also bitte, ärgern Sie sich nicht über mich, Makar Alexejewitsch! Mir ist trüb zumute. Ach, was wird das noch werden, mein Freund, mein lieber, guter Makar Alexejewitsch! Ich fürchte mich, auch nur einen Blick auf meine Zukunft zu werfen. Ich habe immer so schlimme Ahnungen und lebe in einer steten Benommenheit.

PS. Um Gottes willen, mein Freund, vergessen Sie nichts von dem, was ich Ihnen jetzt geschrieben habe. Ich fürchte immer, daß Sie dabei irgendwelche Fehler machen. Denken Sie ja daran: Tamburinstich, nicht Plattstich!

W. D.

Den 27. September.

Geehrtes Fräulein Warwara Alexejewna!

Ihre Aufträge habe ich sämtlich sorgfältig ausgeführt. Madame Chiffon sagt, sie habe schon selbst daran gedacht, es mit Tamburinstich zu besetzen, das sei eleganter, oder dergleichen, ich weiß nicht mehr, ich habe es nicht recht verstanden. Ja, und dann: Sie hatten da etwas von einer Falbel geschrieben; da hat sie denn auch von der Falbel gesprochen. Nur habe ich vergessen, liebes Kind, was sie mir von der Falbel gesagt hat. Ich erinnere mich nur, daß sie sehr viel gesagt hat; so ein gräßliches Frauenzimmer! Was war es doch nur? Aber sie wird Ihnen ja alles selbst auseinandersetzen. Ich bin ganz konfus geworden, liebes Kind. Heute bin ich auch nicht in den Dienst gegangen. Verzweifeln Sie nur nicht ohne Not, meine Beste! Um Ihrer Ruhe willen bin ich gern bereit, in alle Läden zu laufen. Sie schreiben, daß Sie sich fürchten, einen Blick auf Ihre Zukunft zu werfen. Aber heute zwischen sechs und sieben werden Sie ja alles erfahren. Madame Chiffon wird selbst zu Ihnen kommen. Also verzweifeln Sie nur nicht; hoffen Sie, liebes Kind; vielleicht wird sich noch alles zum besten wenden, sehen Sie wohl! Aber ich muß immer an die verdammte Falbel denken — ach, diese Falbel, diese Falbel! Ich würde zu Ihnen kommen, mein Engelchen, ich würde zu Ihnen kommen, würde sicher zu Ihnen kommen, ich bin sogar schon ein paarmal bis nahe an das Tor Ihres Hauses gekommen; aber Bykow, das heißt, ich wollte sagen, Herr Bykow ist immer so zornig, da lasse ich es wohl besser. Ja, was ist zu machen?

Makar Djewuschkin.

Den 28. September.

Geehrter Herr Makar Alexejewitsch!

Um Gottes willen, laufen Sie gleich zum Juwelier und sagen Sie ihm, er solle die Ohrgehänge mit Perlen und Smaragden nicht anfertigen. Herr Bykow sagt, das sei zu teuer, das gehe zu sehr ins Geld. Er ist sehr ärgerlich; er sagt, seine Tasche leide sowieso schon schwer; er werde von uns geradezu ausgeplündert; und gestern äußerte er, wenn er vorher gewußt hätte, daß die Geschichte so viel kosten würde, so würde er sich nicht darauf eingelassen haben. Er sagt, wir würden gleich nach der Trauung abreisen; Gäste würden nicht dabei sein; auch solle ich mich nicht darauf spitzen, zu paradieren und zu tanzen; von Festtagen sei noch lange keine Rede. So redet er jetzt! Und Gott weiß, ob meine Wünsche nach all solchen Dingen gehen! Herr Bykow hat ja alles selbst bestellt. Ich wage nicht, ihm etwas zu antworten: er ist immer gleich so heftig. Was wird aus mir werden?

W. D.

Den 28. September.

Mein Täubchen, liebe Warwara Alexejewna!

Ich — oder vielmehr zuerst: der Juwelier sagt, es sei gut; von mir selbst wollte ich sagen, daß ich krank geworden bin und das Bett nicht verlassen kann. Gerade jetzt, wo soviel Notwendiges zu besorgen ist, mußte ich mich erkälten; hol's dieser und jener! Auch teile ich Ihnen mit, daß, um mein Unglück voll zu machen, auch Seine Exzellenz heute böse gewesen sind, sich über Jemeljan Iwanowitsch sehr geärgert haben, ihn anschrien und schließlich ganz erschöpft waren, der arme Herr! Sie sehen, ich teile Ihnen alles

mit. Ich wollte Ihnen auch sonst noch manches schreiben; aber ich fürchte, Ihnen damit lästig zu fallen. Ich bin ja ein dummer, einfältiger Mensch, liebes Kind, und schreibe so hin, was mir in den Sinn kommt; da haben Sie am Ende gar dort Unannehmlichkeiten davon — ja, was ist zu machen?

Ihr Makar Djewuschkin.

Den 29. September.

Beste Warwara Alexejewna!

Heute habe ich Fedora gesprochen, mein Täubchen! Sie sagt, Sie würden schon morgen getraut werden und übermorgen abreisen, und Herr Bykow habe schon Pferde bestellt. Über Seine Exzellenz habe ich Ihnen schon geschrieben, liebes Kind. Was ich noch sagen wollte: die Rechnungen aus dem Laden in der Gorochowaja-Straße habe ich geprüft; es hat alles seine Richtigkeit, nur ist es sehr teuer. Aber warum ist denn Herr Bykow auf Sie ärgerlich? Na, werden Sie glücklich, liebes Kind! Ich freue mich, ja, ich werde mich freuen, wenn Sie glücklich sein werden. Ich würde in die Kirche kommen, liebes Kind; aber ich kann nicht; ich habe Kopfschmerzen. Ich fange immer wieder von unserer Korrespondenz an: wer wird die nun vermitteln, liebes Kind? Ja! Sie haben Fedora so reich beschenkt, meine Beste! Daran haben Sie ein gutes Werk getan, meine Teure; das war sehr schön von Ihnen. Ein gutes Werk! Und für jedes gute Werk wird Gott Sie segnen. Gute Werke bleiben nicht unbelohnt, und die Tugend wird immer von Gott mit der Krone der Gerechtigkeit gekrönt werden, sei es früher oder später. Liebes Kind! Ich möchte Ihnen gern noch so vieles schreiben; jede Stunde, je-

den Augenblick möchte ich Ihnen schreiben, alles möchte ich Ihnen schreiben! Es ist noch ein Ihnen gehöriges Büchelchen in meinen Händen geblieben, ›Bjelkins Erzählungen‹; wissen Sie, mein liebes Kind, nehmen Sie mir das nicht fort; schenken Sie es mir, mein Täubchen! Nicht weil mir soviel daran läge, es nochmals zu lesen. Aber Sie wissen selbst, liebes Kind: der Winter rückt heran; die Abende werden lang; wenn einem dann traurig zumute wird, dann möchte man gern etwas lesen. Ich werde aus meiner Wohnung in Ihre alte Wohnung umziehen, liebes Kind, und mich bei Fedora einmieten. Von dieser braven Person werde ich mich jetzt unter keinen Umständen trennen; zudem ist sie so arbeitsam. Ich habe mir gestern Ihre leere Wohnung genau angesehen. Ihr Stickrahmen und die Stickerei darauf sind dort, so wie sie waren, unberührt geblieben; sie befinden sich noch in ihrer Ecke. Ich betrachtete Ihre Stickerei. Es waren auch noch allerlei Zeugflicken zurückgeblieben. Auf einen Brief von mir hatten Sie angefangen Garn aufzuwickeln. Auf dem Tischchen fand ich ein Blatt Papier, auf dem geschrieben stand: ›Geehrter Herr Makar Alexejewitsch! Ich beeile mich‹ — und weiter nichts. Offenbar hatte Sie jemand an der interessantesten Stelle unterbrochen. In einer Ecke steht hinter einem Bettschirm Ihr Bettchen ... Sie mein Täubchen!!! Nun leben Sie wohl, leben Sie wohl; ich bitte Sie inständig, mir auf diesen Brief recht bald etwas zu antworten.

Makar Djewuschkin.

Den 30. September.

Mein teuerster Freund Makar Alexejewitsch!

Es ist alles beendet! Mein Schicksal ist entschieden; von welcher Art es sein wird, das weiß ich nicht; aber ich füge mich in den Willen Gottes. Morgen reisen wir weg. Ich sage Ihnen zum letzten Mal Lebewohl, mein teuerster Freund, mein Wohltäter! Grämen Sie sich nicht um mich; leben Sie glücklich; vergessen Sie mich nicht, und Gottes Segen komme über Sie! Ich werde oft an Sie denken und für Sie beten. So ist also diese Zeit nun zu Ende. Es ist nicht viel Erfreuliches, was ich aus den Erinnerungen an die Vergangenheit in das neue Leben hinübernehme; um so wertvoller wird die Erinnerung an Sie sein; um so teurer werden Sie meinem Herzen sein. Sie sind mein einziger Freund; Sie sind der einzige, der mich hier geliebt hat. Ich habe es doch gesehen und gewußt, wie sehr Sie mich liebten! Schon über mein Lächeln, schon über eine Zeile von meiner Hand waren Sie glücklich. Jetzt müssen Sie mich entbehren lernen! Wie wird es Ihnen gehen, wenn Sie hier allein zurückbleiben? An wen werden Sie sich hier anschließen, Sie mein guter, teurer, einziger Freund? Ich hinterlasse Ihnen das Büchelchen und den Stickrahmen und den angefangenen Brief; lesen Sie, wenn Sie diese angefangenen Zeilen ansehen, in Gedanken als Fortsetzung alles, was Sie gern von mir gehört oder gelesen hätten, alles, was ich Ihnen nur hätte schreiben können, und was hätte ich Ihnen jetzt nicht alles zu schreiben gehabt! Vergessen Sie Ihre arme Warwara nicht, die Sie so herzlich geliebt hat. Alle Ihre Briefe sind in Fedoras Wohnung in der Kommode geblieben, in der obersten Schublade. Sie schreiben, daß Sie krank

sind; aber Herr Bykow läßt mich heute nirgends hingehen. Ich werde Ihnen schreiben, mein Freund; das verspreche ich Ihnen; aber Gott allein weiß, was alles geschehen kann. Lassen Sie uns also jetzt für immer voneinander Abschied nehmen, mein lieber, teurer Freund, für immer! ... Ach, wie würde ich Sie jetzt umarmen, wenn ich bei Ihnen wäre! Leben Sie wohl, mein Freund; leben Sie wohl, leben Sie wohl! Leben Sie glücklich; werden und bleiben Sie gesund! Ich werde lebenslänglich für Sie beten. O wie traurig ist mir zumute, welch ein Druck lastet auf meiner ganzen Seele! Herr Bykow ruft mich. Ihre Sie lebenslänglich liebende W.

PS. Meine Seele ist jetzt so voll von Tränen, so übervoll ... Die Tränen werden mich noch ersticken, sie sprengen mir die Brust. Leben Sie wohl! O Gott, wie traurig das alles ist!

Vergessen Sie Ihre arme Warwara nicht, vergessen Sie mich nicht!

Meine liebe Warwara, mein Täubchen, meine Teuerste! Man führt Sie fort; Sie fahren weg. Ja, jetzt möchte ich lieber, daß man mir das Herz aus der Brust, als daß man Sie von mir risse! Wie können Sie das nur tun? Sie weinen ja, und dennoch fahren Sie weg?! Da, der Brief, den ich soeben von Ihnen bekommen habe, ist ja ganz von Tränen befleckt. Also möchten Sie nicht wegfahren; also bringt man Sie mit Gewalt fort; also tut Ihnen der Abschied von mir leid; also lieben Sie mich! Aber wie wird es denn nun werden, mit wem werden Sie nun zusammen leben? Dort wird es Ihnen traurig ums Herz sein, öde

und kalt. Der Gram wird an Ihrem Herzen zehren, es wird vor Traurigkeit brechen. Sie werden dort sterben; man wird Sie dort in die feuchte Erde legen; es wird nicht einmal jemand da sein, der um Sie weint! Herr Bykow wird immer nur seine Hasen hetzen! ... Ach, liebes Kind, liebes Kind! Wofür haben Sie sich da entschieden? Wie konnten Sie sich nur zu einem solchen Schritt entschließen? Was haben Sie getan, was haben Sie getan, was haben Sie sich da nur angetan? Man wird Sie ja dort ins Grab bringen; man wird Sie dort totquälen, mein Engelchen. Sie sind ja doch so schwach wie ein Federchen! Und wo bin ich denn gewesen? Warum habe ich Dummkopf denn untätig gaffend dabeigestanden? Ich sehe, das Kind hat eine Laune, einfach weil ihm der Kopf weh tut. Statt daß ich nun einfach ... aber nein! Ich gräßlicher Dummkopf denke nichts und sehe nichts, als wäre das von meiner Seite das richtige, als ginge die Sache mich gar nichts an; und ich laufe sogar noch nach Falbeln! .. Nein, liebe Warwara, ich werde aufstehen; bis morgen werde ich vielleicht gesund werden, dann werde ich bestimmt aufstehen! Ich werde mich vor die Räder werfen; ich werde nicht dulden, daß Sie wegfahren! Aber nein, wirklich, was soll das alles heißen? Mit welchem Recht geschieht denn das alles? Ich werde mit Ihnen mitfahren; ich werde hinter Ihrem Wagen herlaufen, wenn Sie mich nicht mitnehmen, und werde aus Leibeskräften laufen, bis ich atemlos niedersinke. Wissen Sie denn auch, wie es an dem Ort aussieht, wo Sie hinfahren, liebes Kind? Sie wissen das vielleicht nicht; da sollten Sie mich doch fragen! Da ist die Steppe, meine Beste, da ist die Steppe, die kahle Steppe, so kahl wie meine Handfläche! Da

gibt es nur stumpfsinnige Bauernweiber und ungebildete, trunksüchtige Bauern. Da sind jetzt schon die Blätter von den Bäumen gefallen; da regnet es, da ist es kalt — und nach einem solchen Ort wollen Sie hinfahren. Na, Herr Bykow hat da seine Beschäftigung: er hat da seine Hasen; aber wie steht es mit Ihnen? Sie wollen eine Gutsherrin sein, liebes Kind? Aber mein lieber kleiner Cherub! sehen Sie sich doch einmal selbst an: sehen Sie wohl aus wie eine Gutsherrin? ... Und wie soll denn das werden, liebe Warwara: an wen werde ich denn dann Briefe schreiben, liebes Kind? Ja! Legen Sie sich doch nur die Frage vor, liebes Kind: ›An wen wird er dann Briefe schreiben?‹ Wen werde ich ›liebes Kind‹ nennen, wen werde ich mit diesem freundlichen Namen anreden? Wo werde ich Sie dann zu sehen bekommen, mein Engelchen? Ich werde sterben, liebe Warwara, werde bestimmt sterben; mein Herz wird ein solches Unglück nicht überstehen! Ich habe Sie wie das liebe Tageslicht geliebt, wie ein leibliches Töchterchen habe ich Sie geliebt; alles an Ihnen habe ich geliebt, liebes Kind, Sie meine Teure! Nur für Sie allein habe ich gelebt! Ich habe gearbeitet und Akten abgeschrieben und Spaziergänge gemacht und meine Beobachtungen in Gestalt von freundschaftlichen Briefen zu Papier gebracht, alles nur deshalb, weil Sie, liebes Kind, hier waren und mir gegenüber, in meiner Nähe wohnten. Sie haben das vielleicht nicht gewußt; aber es war genau so! Ja, hören Sie, liebes Kind, überlegen Sie es doch selbst, mein liebes Täubchen, wie ist denn das möglich, daß Sie von uns weggehen? Sie können ja gar nicht von uns weggehn, meine Teure; das ist unmöglich; das ist einfach ein Ding der Unmöglichkeit! Es regnet ja doch, und Sie

sind so schwächlich; Sie werden sich erkälten. In Ihrem Wagen wird es durchregnen; es wird ganz sicher durchregnen. Und kaum werden Sie den Schlagbaum hinter sich haben, da wird der Wagen in Stücke gehen, unbedingt in Stücke gehen. Hier in Petersburg werden ja ganz jämmerlich schlechte Wagen gebaut! Ich kenne diese Wagenbauer sämtlich; die sind nur darauf bedacht, daß ihr Fabrikat eine moderne Fasson hat; aber es ist gebrechliches Spielzeug, nichts Solides, Haltbares! Ich versichere Ihnen, daß sie nichts Solides fabrizieren! Ich werde mich Herrn Bykow zu Füßen werfen, liebes Kind; ich werde ihm alles darlegen, alles darlegen! Und legen Sie ihm ebenfalls alles dar, liebes Kind; setzen Sie es ihm vernünftig auseinander! Sagen Sie ihm, daß Sie hierbleiben werden und daß Sie nicht wegfahren können!... Ach, warum hat er nicht in Moskau die Kaufmannsfrau geheiratet! Hätte er die doch da geheiratet! Eine Kaufmannsfrau hätte für ihn besser gepaßt, weit besser gepaßt; das ist mir klar! Und dann hätte ich Sie hierbehalten. Was ist er Ihnen denn, liebes Kind, dieser Bykow? Warum haben Sie ihn denn auf einmal so liebgewonnen? Vielleicht deshalb, weil er Ihnen immer Falbeln kauft; ist das vielleicht der Grund? Aber was ist denn so eine Falbel? Wozu dient so eine Falbel? Die ist ja doch nur Unsinn, liebes Kind! Hier handelt es sich um ein Menschenleben; aber sie, die Falbel, ist ja nur ein Läppchen Zeug, liebes Kind; nur ein elendes Läppchen Zeug, liebes Kind, ist sie, diese Falbel! Aber ich selbst werde Ihnen Falbeln kaufen, sobald ich nur mein Gehalt bekomme; ich werde Ihnen welche kaufen; ich kenne da so einen kleinen Laden; lassen Sie mich nur erst mein Gehalt bekommen, mein klei-

ner Cherub, meine liebe Warwara! Ach Gott, ach Gott! Also werden Sie unwiderruflich mit Herrn Bykow in die Steppe fahren, um nie wieder zurückzukehren! Ach, liebes Kind! ... Nein, schreiben Sie mir doch noch einmal; schreiben Sie mir doch noch ein Briefchen über alles, und wenn Sie wegfahren, dann schreiben Sie mir, bitte, doch auch von dort einen Brief! Sonst wäre dies ja der letzte Brief, mein himmlisches Engelchen, und das ist doch ganz unmöglich, daß dies der letzte Brief wäre! Sehen Sie, wie sollte denn das so plötzlich wirklich der allerletzte sein! Nein, ich werde Ihnen schreiben, und schreiben Sie mir auch! ... Auch mein Stil wird doch jetzt besser ... Ach, meine Beste, was da Stil! Ich weiß ja jetzt nicht einmal, was ich da schreibe; ich weiß es absolut nicht, ich weiß gar nichts und lese es nicht noch einmal durch und korrigiere den Stil nicht, sondern schreibe und schreibe, nur um Ihnen recht viel zu schreiben ... Mein Täubchen, meine Teure, Sie mein liebes Kind!

Originaltitel: Бедные люди
Übertragen von Hermann Röhl
Nachwort von Michael Wegner

Insel-Verlag Anton Kippenberg, Leipzig
Vierte Auflage
Gesetzt, gedruckt und gebunden
vom VEB Offizin Andersen Nexö, Leipzig
Einbandgestaltung von Hellmuth Tschörtner
Schrift: Holländische Antiqua
Lizenz Nr. 351/260/8/70

F. M. Dostojewski

ARME LEUTE

Roman

1970

Insel-Verlag · Leipzig

Warwara Alexejewna

und

Makar Alexejewitsch

Zeitgenössische Illustration
von
Peter M. Boklevsky (1816-1897)